Es ist etwas höchst Wunderbares um das im Augenblicke verhallende Wort, um den „geflügelten Boten des Geistes“. Durch die Pforten des Ohres dringt der Laut in das Tiefinnerste des Menschen ein und bahnt sich, sobald er zu geistigem Leben erwacht und empor gewachsen ist, aus seiner geheimen Wohn- und Arbeitsstätte wieder tönend den Weg in die Aussenwelt, um von hier aus denselben durch Wiederholung des Prozesses in weiteren Kreisen zurückzulegen. Er bildet nur ein Glied in der überaus reichgliederigen, unendlichen Kette der wunderbaren Lautsprache, die ebenso sehr Erzeugnis des menschlichen Geistes als Mittel der Entwicklung und Darstellung, der bevorzugte Träger der Vermittlung, wie auch die geeignetste Form der Vermittlung, ein festes Binde- und das vorzüglichste Bildungsmittel der menschlichen Gesellschaft ist. Sie bildet die „Kluft, welche unübersteiglich das Tierreich vom Menschenreiche scheidet“.[1]) Geist, Gemüt und die gesamte Lebenskraft eines jeglichen Volkes sind mit ihr geheimnisvoll und wunderbar verflochten. Kein Wunder, dass die Frage nach dem Ursprunge der Lautsprache schon von alters her ein die menschliche Wissbegierde mächtig reizendes Problem gewesen ist, dessen Lösung nicht allein den Philologen, Psychologen und Physiologen, sondern ebenso den Historiker und Naturforscher, ja das gesamte höher gebildete Publikum interessiert. An dieser würdigen Aufgabe haben die bedeutendsten Sprachphilosophen unseres Jahrhunderts unermüdet gearbeitet und durch die von ihnen gefundenen und der Mitwelt überlieferten Resultate dazu beigetragen, dass dieser vorgeschichtliche, durch Menschen erzeugte lautliche Ausdruck geistigen Lebens aus seinem tiefen Dunkel mehr und mehr an das Licht träte. Wahrhaft staunenswert sind die Leistungen und Errungenschaften während der letzten Decennien. Je nach dem philosophischen Standpunkte, den die Sprachforscher hierin einnehmen, ist auf verschiedenen Wegen eine Lösung dieses unendlich schwierigen Problems versucht worden.

Die uralte Idee einer von Gott dem Menschen gegebenen Ursprache war noch das ganze Mittelalter hindurch die allein dominierende. Man hielt sie entweder für angeborene Naturgabe oder meinte, sie wäre nachträglich von Gott dem Menschen mitgeteilt worden. Die älteste und ehrwürdigste Geschichtsurkunde vertritt aber in Gen. II, v. 19 und 20 entschieden die Lehre vom menschlichen Ursprunge der Sprache. Der Ansicht, nach welcher Gott das erste Menschenpaar in einem vollkommenen Zustande mit entwickelten Kräften erschaffen und zugleich mit Sprache begabt habe, trat Herder in der bekannten Preisschrift gegen Süssmilch, welcher in seiner bezüglichen Schrift von 1766 der Sprache göttlichen Ursprung vindiziert hatte, mit grosser Entschiedenheit entgegen. In den Schriften der neueren Sprachphilosophie, z. B. eines Jakob Grimm, Wilh. v. Humboldt, Lazarus, Steinthal, Wundt, Laz. Geiger, Noiré, Bleek, Schleicher, Wackernagel, Marty u. a., begegnen wir nur noch der Ansicht vom menschlichen Ursprunge der Sprache, aber in Bezug auf Entstehung weit von einander abweichenden Erklärungen, Hypothesen, die sich fast diametral gegenüberstehen. Einige betrachten die Sprache als eine Folge sinnlicher Eindrücke, deren Abdrücke und Nachklänge die Wörter seien; anderen ist sie ein organisches Produkt der Vernunft; denn erst, nachdem der Begriff gebildet sei, könne und müsse der Laut als ein Reflex des inneren Prozesses entstehen; noch andere lassen sie aus der Sympathie gemeinsamer Thätigkeit hervorgehen, jedoch mit der Einschränkung, dass zuvor der Gesichtssinn zur Herrschaft habe gelangen müssen.

---

[1]) L. Noiré, Grundlegung einer zeitgemässen Philosophie. Leipzig, Veit u. Comp., 1875, S. 72.

Man darf sich wohl kaum der Hoffnung hingeben, dass es der exakten Sprachforschung und Philosophie jemals gelingen werde, mit nur einiger Sicherheit das Wissen um die wirkliche Entstehung der Sprache und ihre geschichtliche Entwickelung von Anfang an zu erreichen und die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, unter denen die erste Sprachschöpfung erfolgt ist, zu erforschen, weil ja das geistige Leben weiter als das geschichtliche reicht [1]) und hinter dem historischen Wurzelgebiete der Sprache bis zu ihrer Entstehung ein völlig dunkles Zwischengebiet der Sprachentwickelung liegt, in welchem der Lautprozess flüssig war, bis allmählich die Krystallisation der ursprünglichen Wurzeln sich vollzog. Deshalb lässt sich auch bei Erforschung der anfänglichen Sprachzustände durch die etymologische Analyse nie eruieren, ob in dieser oder jener Wurzel die ursprünglichen lautlichen Bezeichnungen aufgefunden worden sind oder nicht.[2]) Wohl aber können die psychologischen Prozesse und Gesetze, durch welche Entstehung und Fortbildung der menschlichen Lautsprache bedingt ist, erforscht und aufgehellt werden.

Wenn Max Müller lehrt, der ursprüngliche geistige Gehalt, die ältesten Bedeutungen der Wurzeln, soweit analysierende Sprachvergleichung dieselben erreichen kann, seien nichts anderes als sinnliche Wahrnehmungen, Sinneseindrücke [3]); wenn Laz. Geiger die sinnliche Wahrnehmung, welche Max Müller durch Eindrücke sämtlicher Sinne als Quell des ersten Sprachwerdens wirken lässt, auf den Gesichtssinn beschränkt und dafür folgende Erklärung giebt [4]): „Eine Überzeugung hat sich mir aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffes, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, unwidersprechlich ergeben: Die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachstume in der Menschheit die Sprache Zeugnis giebt, ist die durch Gesichtsempfindung"; wenn Kussmaul [5]) annimmt, dass die Fähigkeit, die Laute nachzuahmen, zwar an Gehör und Gesicht gebunden ist, jedoch nur einer dieser beiden Sinne ihm hierzu notwendig erscheint; wenn Caspari bei den Urmenschen im besser und feiner entwickelten Tastgefühl ein Talent erkennt, welches, wenn auch auf Umwegen, zur Sprachentwicklung führen müsse [6]); wenn endlich Noiré, entgegen den vorhergehenden, nicht aus der Wahrnehmung die Sprachwurzel herleiten will, sondern die Sprache als ein Kind des Willens ansieht [7]): so haben sie sämtlich das gegenseitige Verhältnis der Ursachen einer Lauterregung verkannt und, die Superiorität des Gehörs für Entstehung und Fortbildung der Lautsprache leugnend, von ihrem Standpunkte aus den Thatsachen mehr oder weniger Gewalt angethan; so bleibt bei einer jeden dieser Hypothesen unaufgeklärt, warum gehörlose — taubgeborene oder frühzeitig taubgewordene — Menschen, die mit einem meist scharfen Gesichtssinne ausgestattet sind, Tastempfindungen wie Vollsinnige haben, und bei denen die Fähigkeit, ihren Willen zu bethätigen, in keiner Weise beschränkt ist, auf autodidaktischem oder gewöhnlichem Wege niemals in den Besitz einer artikulierten Lautsprache gelangen, sondern unwillkürlich zur Gebärdensprache ihre Zuflucht nehmen; unaufgeklärt, warum solche Taubstumme, die

---

[1]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft (Berlin, Ferd. Dümmler, 1871), Bd. I, S. 41: „Es giebt unleugbar ein geistiges Leben, das nicht geschichtlich ist." Vergl. Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen. 3. Aufl. Weimar, Herm. Böhlau, 1871, S. 4 u. folgd. Derselbe, die deutsche Sprache. 3. Aufl. Stuttgart, Cotta, 1874, S. 35.

[2]) Marty über den Ursprung der Sprache. Würzburg, Stuber, 1875, S. 59; Lazarus, Leben der Seele, Berlin, Dümmler, 1878, 2. Aufl., Bd. II, S. 11.

[3]) Vergl. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch von Böttcher. Leipzig, Gust. Mayer, 1863, Bd. II, S. 74 und die Monatsschrift: Nord und Süd, Bd. 6, Heft 19, S. 66.

[4]) Lazarus Geiger, Ursprung der Sprache. Stuttgart, Cotta, 1869, S. 142.

[5]) Kussmaul, die Störungen der Sprache. Leipzig, Vogel, 1877, S. 53 und 54.

[6]) Vergl. Caspari, die Urgeschichte der Menschheit. Leipzig, Brockhaus 1877, 2. Aufl. Bd. II, S. 175.

[7]) Nord und Süd, Bd. 6, Heft 19, S. 67. (Dieser Aufsatz in erweiterter Gestalt in: Noiré, Max Müller und die Sprach-Philosophie. Mainz, von Zabern, 1879, S. 73.)

gelernt haben, unsere Lautsprache mit Verständnis zu gebrauchen, sich immerfort versucht fühlen, anstatt der Lautsprache die Gebärdensprache zu benutzen. Nur allein in dem Mangel des Gehörs finden wir eine befriedigende Erklärung dafür, dass solchen Nichtvollsinnigen die durch längeren Unterricht mühsam angeeignete Lautsprache immer mehr oder weniger fremd bleibt, deshalb fallen sie auch in ihre ihnen eigentümliche Gebärdensprache, welche Begriffsbildung stört und erschwert, beständig zurück. In diesem Mangel liegt auch begründet, dass sie für höhere Bildung und Vernunftentwicklung sich ziemlich unfähig erweisen, was Palmer in seiner evangelischen Pädagogik mit den Worten andeutet: [1]) „Bei Taubstummen müssen wir uns wie die Kinder Levi mit dem Zehnten begnügen lernen.“ So gering man aber auch von der Bildungsfähigkeit Taubstummer denken mag, die, in dem Bereiche der Sinnlichkeit festgehalten, dem Gebiete der Abstraktion mehr entrückt sind: gänzlich kann sie nicht geleugnet werden. Es dürfte Max Müller nicht möglich sein, den Beweis dafür zu erbringen, dass ihnen jegliche Vernunftthätigkeit abzusprechen sei, weil ihnen die artikulierte Sprache, die sich zum begrifflichen Denken wie die Farbe zum Körper verhalte, fehle. Wie entgegengesetzt lautet das Urteil des hochverdienten Preyer, wenn er spricht: [2]) „Es giebt kaum einen besseren Beweis für die Unabhängigkeit des Denkens vom Sprechen mit Wörtern als das Verhalten der Taubgeborenen, welche zwar viel mehr Begriffe ungleichen Inhalts in derselben Weise ausdrücken als irgend eine Wortsprache — gerade wie die vollsinnigen Kinder, ehe sie über einen genügenden Wortschatz verfügen — aber durch das Gestikulieren und die Mimik vor jedem Unterrichte die Bildung von Begriffen ohne Wörter beweisen.“ — Die Sprache ist ihrem Ursprunge nach nicht das Werk menschlicher Erfindung, nicht das Produkt „kühler Reflexion und Überlegung“ und freier Übereinkunft, sondern das Erzeugnis von Naturnotwendigkeit und zugleich mit Vernunft gehandhabter Freiheit. Die Sprachfähigkeit ist eine angeborene, sie liegt in der Einrichtung unseres physisch-psychischen Organismus begründet. Nicht allein besteht durch Vererbung eine Prädisposition der Nerven und Muskeln, so dass Kinder mit Leichtigkeit Laute und Lautverbindungen hervorbringen, deren Aussprechen uns zuweilen nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, sondern uns ist auch ein Vermögen angeboren, Sinneseindrücke und -wahrnehmungen von einander zu sondern, zu vergleichen, mit einander zu verknüpfen, den „rohen Stoff sinnlicher Eindrücke zu einer Erkenntnis der Gegenstände zu verarbeiten“, ein Vermögen, dem schon Kant bei dem Menschen, wie er jetzt ist, eine Existenz noch vor der Thätigkeit der Sinne zuschrieb, obwohl es ohne dieselben sich nicht geltend machen kann. [3])

Ausser dem ererbten physiologischen Triebe, sich durch das ausserordentlich empfindliche und entwicklungsfähige Sprachorgan lautlich zu äussern, wirken mit teils unterstützend, teils fördernd, der Mitteilungs-, Geselligkeits- und Nachahmungstrieb. Mit überwiegender Gewalt treibt endlich der Wille zur Sprachaneignung und Sprachäusserung, doch erst von der Zeit an, wenn der Sprechenlernende die Erkenntnis gewonnen hat, dass das Sprechen, soviel Mühe und Anstrengung es auch erfordert, von Erfolgen begleitet ist. Der irrigen Meinung, dass die Bildung von Vorstellungen an die Erlernung von Wörtern gebunden sei, tritt Preyer sehr entschieden

---

[1]) Palmer, evangelische Pädagogik, 2. Abt., S. 260. Vergl. Reclam, Sprache und Gesang. Stuttgart, Julius Hoffmann, 1878, S. 36.

[2]) Preyer, die Seele des Kindes. Leipzig, Grieben, 1884; 2. Aufl. S. 275. (Lindner nennt dieses Werk in seiner hochinteressanten Arbeit: „Beobachtungen und Bemerkungen über die Entwickelung der Sprache des Kindes“ im 12. Jahresbericht über das königl. Schullehrer-Seminar zu Zschopau 1882, S. 4 in der Anm. mit Recht einen locus classicus in den beregten Fragen für längere Zeit.)

[3]) Kant, Kritik der reinen Vernunft, herausgeg. von Kehrbach, 2. Aufl. Leipzig, Reclam, 1877, S. 49 und fg., 76 u. fg., 647 u. fg. (R. 695. H. 33. K. 46.) Vergl. Proleg. § 39. Fortschr. d. Metaph. (K. 115. R. I, 507.)

entgegen; er vertritt die gegenteilige Ansicht; denn er hält die Bildung von Vorstellungen für eine notwendige Vorbedingung für das Verständnis der zu erlernenden Wörter.[1])

Erblich ist die Eigenschaft des Menschen, zu sprechen, zu artikulieren, und angeboren ist die Anlage, irgend eine artikulierte Sprache zu erwerben, doch wenn „die Möglichkeit fehlt, phonisch Wörter sprechen zu lernen, weil das Ohr oder die Zunge versagt, dann tritt eine andere Sprache an die Stelle, die der Mienen, Gebärden; dann entsteht kein Broca'sches Centrum, die Ganglienzellen des hinteren Drittels der dritten Stirnwindung werden anders verwendet, oder sie atrophieren.[2])

Der sprachfähige Mensch musste also mit Notwendigkeit Sprache erzeugen; der Vollsinnige schuf die Lautsprache, der Gehörlose nahm zur Gebärdensprache seine Zuflucht.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir nun über zu der Beantwortung der Frage, welche Bedeutung den höheren Sinnen in Bezug auf Spracherzeugung und -entwickelung zuzuweisen ist.

Schon mittelst des Tastsinnes ist eine Verständigung möglich, z. B. durch die vielsagenden Berührungen mit dem Ellenbogen, durch das vertrauliche heimliche Berühren mit der Fussspitze und durch a. m. Um Lautsprache zu erlernen, bedürfen nur Taube und Taubblinde des Tastsinnes. Seine hohe Bedeutung für Hervorrufung der Sprachlaute hat Joh. Konr. Amman, der als Schöpfer der Methode, Taubstummen und Taubblinden das Sprechen zu lehren, angesehen werden muss, schon vor beinahe 200 Jahren ausgesprochen. Über die Entwicklung der Grundelemente, der Unterscheidung von Hauch und Ton lehrt er folgendes:[3]) „Aptum discipulum nacto prima mihi cura est, ut vocem aliquam ex eo eliciam, sine qua labor irritus est omnis, nec clara unquam voce loqueretur: id autem, quo surdi, a quibus ego me didicisse non diffiteor, vocem a spiritu non sonoro ipsi in se discernunt, est revera magnum hujus artis mysterium, et surdorum, si ita loqui fas est, auditus, aut ei saltem quid analogum, nimirum tremulus ille motus et titillatio, quam, dum vocem sponte sua, quod saepissime fit, edunt, in proprio percipiunt gutture. Quomodo enim intelligeret surdus, quid velim, cum pro littera aliqua pronuncianda os aperio, eumque eandem repetere jubeo? Nesciret, inquam, utrum simpliciter hiarem, mutumve expromerem spiritum, an veram vocem ederem, ipsi imitandam: quare manum ipsius gutturi meo admoveo, ut tremulum ejus motum, dum vocem edo, persentiat; tum eandem manum proprio gutturi adhibere, meque imitari eum jubeo: et sic tanquam habena vocem ejus manu flectere possum; ut et levissimos tandem accentus observet. Non terreor, si vox ab initio scabra fuerit et difficilis, magis enim ac magis tempore et organorum exercitatione ea politur et laevigatur. Hoc etiam modo pipitum illum, surdis plerisque familiarem, et multum a genuina voce discrepantem, facile dedoceo, et ejus loco vocem humanam, cum laryngis tremore elaboratam, elicio.“ Mögen auch die letzten Angaben Ammans, die das Gebiet der Phonetik berühren, wegen ihrer Unbestimmtheit kaum nennenswert erscheinen, uns ist wichtig, dass schon bei den ersten Versuchen, Taubstumme in der Lautsprache zu unterrichten, die hohe Bedeutung des Tastsinnes zur Hervorrufung der Laute klar erkannt und ausgesprochen worden ist. Taubstumme legen beim Artikulationsunterrichte zwei oder drei Finger tastend auf die Incisur des Schildknorpels und auf das

---

[1]) Vergl. Preyer, die Seele des Kindes, 2. Aufl. S. 316.

[2]) Preyer, die Seele des Kindes, S. 330.

[3]) Amman, Surdus Loquens sive Dissertatio de Loquela. Lugduni Batavorum, apud Arn. Langerak. 1727, unveränderter Abdruck des 1692 zu Amsterdam erschienenen Werkes, pag. 82—84. (Trotz vieler Gesuche und Anfragen in Privat- und öffentlichen Bibliotheken konnten wir diese Schrift nicht erlangen; erst kurz vor Abschluss unserer Arbeit wurde sie uns auf unsere Bitte von dem Verlagsbuchhändler Albert Heitz in Stuttgart zur Benutzung zugeschickt, wofür wir ihm auch an dieser Stelle unsern Dank aussprechen. Es sei noch die Bemerkung gestattet, dass ein Neudruck der Ammanschen Schrift beabsichtigt wird.)

Pomum Adami eines sprechenden Vorbildes und die andere Hand an denselben Teil ihres Stimmapparates. Da der auf den Tastsinn ausgeübte Reiz den Antrieb zur Auslösung der Bewegung giebt, so muss dieselbe als Reflexwirkung aufgefasst werden. Nur ein verhältnismässig geringer Teil der zur Hervorbringung der Laute notwendigen Muskelkontraktionen und Muskelvibrationen wird vom Auge percipiert, und nur bei Zuhilfenahme eines Spiegels können die von dem Auge wahrzunehmenden Bewegungen, welche das Sprechen ermöglichen, mit dem optischen Bewegungsbilde verglichen werden. Aber selbst dann, wenn Gehörlose auf künstlichem Wege allmählich unsere Lautsprache sicher erlernt haben, zeigen sich, da das Gehör, der unentbehrliche Regulator der Artikulation, fehlt, bald Trübungen, die nicht ohne Einfluss auf die Pronunciation der Laute sind, so dass Taube, die deutlich, also jedem verständlich, zu sprechen vermochten, schon nach wenigen Jahren, in denen sie sich selbst überlassen waren und Korrekturmittel entbehren mussten, eine Sprache reden, die eine Verständigung mit ihren hörenden Mitmenschen erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Wie gering die Bedeutung des Auges für das Sprechen ist, zeigt sich hier deutlich. Tast- und Gesichtssinn stehen nicht in so naher und inniger Beziehung zur Lautsprache wie das Gehör.

In weit ausgedehnterem Umfange als der Tastsinn kann das Auge als Vermittler von Gedanken dienen, wenn statt der Lautsprache die Gebärdensprache und Mimik benutzt werden; doch sind letztere nur Notbehelfe, deren man sich bei Mangel des Gehörsinnes und der Lautsprache bedient. Wir verstehen nicht, wie Laz. Geiger dem Gesichtssinne die Superiorität zuerkennen und des vorzüglichen, ja alleinigen Trägers der Lautsprache, des Gehörs, in dessen hoher Bedeutung für die Lautsprache kaum Erwähnung thun kann. Durch den Mangel des Gesichtssinnes ist Geisteskraft und Geistesthätigkeit weder geschwächt noch gestört, der durch Sprache und Gehör bedingte Zusammenhang mit der Menschheit nicht unterbrochen.

Didimus der Blinde verlor als vierjähriges Kind sein Augenlicht, trotzdem erwarb er sich eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit. Es ist bekannt, dass er zahlreiche Schriften verfasst hat, von denen sich nur wenige erhalten haben.[1]) Der blindgeborene Neapolitaner Rafaello Brandolini zeichnete sich durch reiche Geschichtskenntnis und durch Leistungen in der Dichtkunst und Beredsamkeit aus; ihm werden die orationes de laudibus Cosmi Medicei ad Leonem und die orationes ad concilium Lateranense zugeschrieben. Einige seiner oratorischen Schriften im Manuskripte werden auf der Ambros. Bibliothek zu Mailand aufbewahrt. Ihn übertraf sein Vetter oder Bruder Aurelio Brandolini, der schon in frühester Jugend sein Augenlicht verlor. Durch seine improvisatorische Fertigkeit erwarb er sich einen so bedeutenden Ruf, dass der König von Ungarn, Mathias Corvinus, ihn nach der von ihm begründeten Universität Ofen als Lehrer der Beredsamkeit berief. Von seinen Schriften werden als die besten genannt: De Ratione scribendi (beste Ausgabe Rom 1735) und Paradoxa Christiana, Basil 1543.[2]) Der erblindete Sounderson lehrte an der Universität zu Cambridge Mathematik, Physik und Optik. Mit grosser Gemütsruhe ertrug Pfeffel das schwere Leiden einer fünfzigjährigen Blindheit; seine Thätigkeit als Lehrer war eine reichgesegnete; seine litterarischen durch Reichtum der Gedanken sowie eine glatte Darstellung hervorstechenden Arbeiten, seine Fabeln, Erzählungen, Dramen, Lieder und Epigramme begründeten seinen Ruf. Einzelne seiner Erzählungen gehören zu dem besten, was die deutsche Litteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Wem diese angeführten Beispiele nicht genügen, wolle Einsicht in die Biographien merkwürdiger Blinder in: Scherer, die Zukunft der Blinden, Gotha, 1858, nehmen. Nun halte man Rundschau unter Tauben, gleichviel ob Taubgeborenen oder frühzeitig

---

[1]) Vergl. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 4. Aufl. Mitau und Leipzig, 1860, S. 122.

[2]) Vergl. Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch u. Gruber, 12. Teil, S. 260.

Taubgewordenen, ob auch nur einer unter den vielen Tausenden je auf die Bildfläche seiner Zeit emporgetaucht sei: man wird trotz alles Suchens unter den vielen Tausenden nicht einen finden, der sich über das geistige Bildungsniveau seiner Zeit zu einiger Bedeutung emporgeschwungen hätte; uns wenigstens ist kein Beispiel hiervon aus alter oder neuer Zeit bekannt geworden. Weil alle Bildung durch die Lautsprache vermittelt wird, so ist der Mangel des Gesichts bei weitem nicht so beklagenswert als der des Gehörs. Wenn der Blinde trotzdem weit mehr Teilnahme und Mitleid, schonendere Behandlung, zartere Rücksicht erfährt als der Taube, so hat dies seinen Grund lediglich darin, dass bei Blinden der Fehler offen zu Tage liegt, während bei Gehörlosen derselbe verborgen ist, zum Teil vielleicht auch in dem Umstande, dass die Blinden in der Regel heiterer, zugänglicher und anschlussbedürftiger sich zeigen und geben als die Tauben, bei welchen letzteren sich leicht Misstrauen und ein scheues, gedrücktes Wesen einstellt. Wir verstehen das Wort Jean Jaques Rousseau's: „Ich, für meine Person, würde lieber blind als taub sein"; es beruht auf tiefem Verständnis von der Bedeutung des Gehörsinnes. Gebührte dem Gesichtssinne diese eminente Bedeutung, die ihm Laz. Geiger einräumt, so müsste — der Gedanke liegt zu nahe — Gebärdensprache den menschlichen Geist zu einer höheren Ausbildung befähigt haben als die Lautsprache. Nun ist jedoch die natürliche Gebärde nur eine plastische Darstellung des Inhalts einer Sachanschauung; sie wird ein Hemmschuh für den Denkprozess, weil sie den Geist in dem engbegrenzten Gebiete der Anschauung festhält. Wie gross die Armut der Gebärdensprache ist, zeigt sich besonders darin, dass man durch sie die verschiedenartigen logischen Verhältnisse wie jede Modifikation derselben durch Veränderung der Form und der Aufeinanderfolge der Gebärden nur in den seltensten Fällen zu bezeichnen vermag; sie hat nicht die einzelnen Wort- und Begriffsklassen der Laut- und Schriftsprache, sie kennt nicht einmal einen Unterschied zwischen Nomen und Verbum; ihr fehlt der grammatische Organismus der Sprache; sie entbehrt aller abstrakten Redeteile. Wundt nennt sie treffend eine reine Wurzelsprache, deren ganze Fähigkeit in der Aneinanderreihung von Vorstellungszeichen bestehe. Was man die Syntax der Gebärdensprache nennen könne, reduziere sich darauf, dass die Vorstellungszeichen, demonstrierende wie malende, nur in derjenigen Ordnung mit einander zu verbinden seien, in welcher das Interesse des Sprechenden sie bedinge.[1]) Gebärdensprache ist die primitivste der Sprachen, eine unentwickelte Natursprache. Grosse Vorzüge vor der in sehr enge Grenzen eingeschlossenen Gebärdensprache hat die Lautsprache. Marty führt im dritten Kapitel seiner lichtvollen Schrift über den Ursprung der Sprache als Gründe der überwiegenden Benutzung der Laute für die Mitteilung folgende an: 1) Die Lautsprache bietet grosse Mannigfaltigkeit und leichte Unterscheidbarkeit bei geringem Aufwande von Zeit und Mühe. 2) Sie leistet der grösseren Leichtigkeit der Auffassung von seiten des Hörers schätzbaren Vorschub. 3) Laute sind unter viel mannigfaltigeren Umständen verwendbar als die Gebärden. 4) Das Ohr steht ungestörter der Mitteilung offen als das Auge. 5) Die Stimmwerkzeuge können viel ungehemmter diesem Zwecke dienen als die Glieder. 6) Lautäusserungen bieten den Vorteil, dass sich rasch eine feste Gewohnheit bildet, in ihnen Kundgebungen, Mitteilungen eines fremden Bewusstseins zu sehen. Gebärden — ausgenommen das Mienenspiel — stehen in keiner so innigen, natürlich prädisponierten Beziehung zum seelischen Leben wie die Laute. Wir fügen dem noch einige Worte Wilhelms von Humboldt hinzu:[2])

---

[1]) Vergl. Wundt, physiologische Psychologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 429—431; Fr. Schultze, die Sprache des Kindes. Leipzig, E. Günther, 1880, S. 15—17; Rössler, einige Fragen über die Gebärdensprache. Osnabrück, Rackhorst, 1868, S. 6—10. (NB. Die pantomimischen Spiele auf Bühnen sind künstlerische Gebärdenspiele, welche eine Handlung zur Anschauung bringen, sie gehören also nicht hierher.)

[2]) Die sprachphilosophischen Werke Wilhelms von Humboldt. Herausgegeben und erklärt von Steinthal. Berlin, Dümmler, 1884, S. 278 und S. 285.

„Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. . . Wie der Gedanke das ganze Gemüt ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen übrigen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laute einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im artikulierten Laute eines denkenden, im unartikulierten eines empfindenden, hervorgeht.“ — An der Stelle, wo er vom Sprechenlernen der Kinder handelt, finden wir noch folgende sehr beachtenswerte Worte: „Das Gehörte thut mehr, als bloss sich mitzuteilen; es schickt die Seele an, auch das noch nicht Gehörte leichter zu verstehen, macht längst Gehörtes, aber damals halb oder gar nicht Verstandenes, indem die Gleichartigkeit mit dem eben Vernommenen der seitdem schärfer gewordenen Kraft plötzlich einleuchtet, klar, und schärft den Drang und das Vermögen, aus dem Gehörten immer mehr und schneller in das Verständnis hinüberzuziehen, immer weniger davon als blossen Klang vorüberrauschen zu lassen. Die Fortschritte beschleunigen sich daher in beständig sich selbst steigerndem Verhältnis, da die Erhöhung der Kraft und die Gewinnung des Stoffes sich gegenseitig verstärken und erweitern.“

Wohl kann die Gebärdensprache bei überwiegender Benutzung für die Mitteilung eine hohe Stufe der Ausbildung erlangen, wovon der Taubstummenunterricht nach französischer Methode Zeugnis ablegt; wohl trägt diese Sprache den Charakter einer Universalsprache an sich; denn durch sie können sich Menschen, insonderheit gehörlose Menschen, der verschiedensten Länder und Nationen leicht verständigen, vor allem dann, wenn die einzelnen Gebärden Erzeugnisse gemeinsamer Empfindungen, Anschauungen und Bedürfnisse sind; wohl bietet sie dem Gehörlosen, der sie aus mächtigem inneren Drange geschaffen hat, noch den besonderen Vorteil, dass die hierzu nötigen Arm- und Körperbewegungen auf grössere Entfernungen als Bewegungen des Stimmapparates von ihm wahrgenommen werden können: allein zur Verdichtung und Fixierung der Vorstellungsreihen, zur Bildung rein begrifflicher Abstraktionen ist diese Sprache nicht geeignet. Der sprachbildende Genius der Völker bediente sich um der oben angeführten Vorzüge willen der Lautsprache. Nicht allein können Laute in grossen Entfernungen, in der Dunkelheit und durch dichtabschliessende Scheidewände hindurch noch wahrgenommen werden, auch durch die weitreichende Modifikation derselben wie durch Tonhöhe und -tiefe, Länge und Kürze wie Klangfarbe ist der Kreis der durch sie möglich gewordenen Mitteilungen ein überaus grosser. —

Nachdem wir so die grossen Vorteile, welche der Lautsprache gegenüber der Gebärdensprache eignen, angedeutet, wenden wir uns nun eingehender demjenigen Sinne zu, in dem wir den ursprünglichen und unversieglichen Quell aller Lautsprache erkennen, dem Gehörsinne.

Wir betrachten zuerst die wichtigsten Teile des Gehörorgans und deren Funktionen, alsdann die Beziehung des Gehörsinnes zu der äusseren Wahrnehmung, die Beschaffenheit der Schallempfindungen und die hohe Bedeutung des Schallbildes, ferner die Fähigkeit des Gehörsinnes, sich den Empfindungen anderer Sinne anzuschmiegen und durch die Stimme als Dolmetscherin der Gehörempfindungen auch Gefühle anderer Sinne auszudrücken, sodann die Leistung des Ohres für die Erkenntnis der Aussenwelt, hiernach den reflexivischen Zusammenhang zwischen Gehör und den Sprachwerkzeugen und endlich die Bedeutung des Gehörsinnes für Entstehung und Fortbildung unserer Lautsprache.

Durch die Pforte der Ohren zieht die gesamte hörbare Welt, das Reich der Klänge und Schälle, Töne und Laute in uns ein. Die von der Ohrmuschel und dem äusseren Gehörgange

aufgefangenen Schallwellen gelangen an das Trommelfell und versetzen es in Schwingungen; dadurch geraten die gelenkig verbundenen Gehörknöchelchen, Hammer, Amboss und Steigbügel, in Mitschwingungen und übertragen diese durch die mit der Fussplatte des Steigbügels verwachsene Membran des ovalen Fensters auf das Labyrinthwasser. Von weit geringerer Bedeutung ist die Fortleitung der Schallwellen auf die Luft in der Paukenhöhle, die nun auch in Schwingungen versetzt wird, und die Übermittelung der Schallschwingungen durch die Kopfknochen auf das Labyrinthwasser. Die in letzterem bewirkte Erschütterung und Strömung versetzt auch die Membranen des Labyrinths und die elastische Spiralplatte der Schnecke in Bewegung und teilt sich den oberhalb dieser sich ausbreitenden Enden des Gehörnerven und vom Vorhof aus den an den beiden Säckchen des Vorhofs und an den Ampullen der halbzirkelförmigen Kanäle befindlichen Enden desselben Nerven mit. Der Vorgang ist folgender: Die in den Ampullen befindlichen feinen, elastischen Härchen werden durch die Schwingungen des Labyrinthwassers in Mitschwingungen versetzt, und die an den Vorhofsäckchen nahe den Gehörnervenenden befindlichen sogen. Gehörsteinchen üben infolge der Schwingungen der Labyrinthflüssigkeit einen intermittierenden Druck auf die Nervenfasern aus. Hagen ist der Meinung, dass wahrscheinlich die Hörhärchen sich wegen ihrer grossen Leichtigkeit für die Aufnahme eines andauernden Schalles eignen, die Gehörsteinchen aber wegen ihres Gewichts bestimmt seien, die Schwingungen leicht verhallender Schälle zu verlängern, da sie durch die Bewegung des Wassers langsamer in Bewegung geraten, sie aber auch langsamer wieder abgeben. Diese Ansicht hat, soviel uns bekannt, bis jetzt von keiner Seite Widerspruch erfahren. Ein zweiter Ast des Gehörnerven tritt durch die Spindel der Schnecke in die knöcherne Spiralplatte und in den Schneckenkanal. Er teilt sich in viele feine Nervenfasern. In dem Schneckenkanale befinden sich die von Marchese A. Corti di St. Stefano-Belbo entdeckten und nach ihm benannten 3000 Fasern zweiter Reihe, an denen der Schneckennerv endigen soll, was aber nach neueren Untersuchungen sich nicht als richtig erwiesen hat. Helmholtz erblickte in diesen Cortischen Fasern ein wundervolles musikalisches Instrument, dessen Saiten durch die Wellenbewegungen des Labyrinthwassers einzeln, ihrer verschiedenen Spannung entsprechend, in Mitschwingungen versetzt werden könnten. Da verschiedene gewichtige Einwendungen gegen diese Ansicht erhoben wurden, so hat, nach Hagens Mitteilung,[1]) „Helmholtz selbst in der jüngsten Zeit die früher von ihm den Cortischen Fasern zweiter Reihe zuerkannten Fähigkeiten auf die häutige Grundmembran der Schnecke mit ihren Radialfasern zu übertragen sich veranlasst gesehen. Er nimmt nunmehr an, dass es höchst wahrscheinlich die verschiedene Länge der in der häutigen Grundmembran der Schnecke verlaufenden Radialfasern sei, welche verschieden abgestimmt seien, und deren Eigentöne eine regelmässige Stufenfolge durch die ganze Länge der musikalischen Skala bilden.“ Die Zahl der Hörzellen ist bis jetzt noch nicht festgestellt worden, soll aber mindestens gleichkommen jener der Cortischen Fasern, die, wie Hagen schreibt, nur als Stützapparate zu dienen scheinen. Jedenfalls sind im Labyrinth der Schnecke Teile vorhanden, die durch entsprechende Töne einzeln, je nach ihrer verschiedenen Spannung und Abstimmung, in Mitschwingungen versetzt werden können. Die Wahrnehmung des Schalles erfolgt also dadurch, dass durch die Schallschwingungen das Trommelfell, die Kette der Gehörknöchelchen, das Labyrinthwasser, das häutige Labyrinth und die elastische Spiralplatte der Schnecke in Mitschwingungen versetzt werden, welche sich auf schwingungsfähige Gebilde, auf die sogen. akustischen Endorgane, die mit den auf zarten, elastischen Membranen ausgebreiteten Hörnervenenden in inniger Verbindung stehen, fortpflanzt. Diese letzteren werden in einen durch mechanischen Reiz hervorgebrachten Erregungszustand versetzt, der durch den Akustikus

[1]) Hagen, das Ohr. 2. Aufl. Leipzig, Weber, 1883, S. 80.

bis in das Gehirn fortgeleitet wird. Hier findet nun „jene geheimnisvolle Transsubstantiation des physikalischen Bewegungsvorgangs der Nervenerregung in den psychischen Zustand der Schallempfindung statt“.[1]) Der allbekannte Satz: nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, muss hiernach, wie schon Leibnitz forderte, dahin beschränkt werden, dass psychische Thätigkeit den Inhalt modifiziert.

Die reine Gehörempfindung ist der Schall. Schallempfindungen sind beträchtlich mannigfaltiger als Lichtempfindungen des Auges; denn wir unterscheiden nicht nur eine grosse Anzahl von Tönen, sondern ausser diesen auch Klänge und Geräusche. Der Unterschied zwischen den beiden Schallarten — Ton und Geräusch — beruht auf der grösseren oder geringeren Gleichmässigkeit und Regelmässigkeit der Luftschwingungen; bei den Tönen sind die Schallschwingungen gleichmässige, periodische, bei den Geräuschen dagegen, z. B. dem Knarren, Rauschen, Prasseln, Knistern, Brausen u. dergl., empfindet der Gehörnerv eine unregelmässige Aufeinanderfolge von Erschütterungen. Die Tonhöhe ist abhängig von der Anzahl der Schwingungen, welche der tönende Körper in einer Sekunde ausführt; die Empfindung derselben wird vermittelt durch die Fasern von dem Schneckennerv, einem der beiden Hauptäste des N. acusticus, und zwar in der Weise, dass für jede einfache Tonempfindung besondere Gehörnervenfasern vorhanden sind. Die durch nicht periodische Bewegungen hervorgerufenen Geräusche werden durch den Vorhofast des genannten Nerv vermittelt. Die Klangfarbe dagegen ist abhängig von der Schwingungsform oder der Zusammensetzung der Schwingungen. Die verschiedenen mitklingenden Obertöne entstehen dadurch, dass gleichzeitig eine Reihe von Schneckennervenfasern erregt werden. Wir empfinden aber die Verschmelzung des Grundtones und seiner Obertöne als eine einheitliche. Von der verschiedenen Anzahl und Stärke der Obertöne, die nebst dem Grundtone in einem Klange enthalten sind, hängt die Verschiedenheit der Klangfarbe oder des Timbres ab.

Die Elemente aller Klänge, die einfachen Tonempfindungen, lassen sich arithmetisch bestimmen. Nach Angaben Preyers geben die tiefsten Töne noch 16 bis 24 Schwingungen der Luft in einer Sekunde; beträgt aber die Anzahl der Schwingungen in einer Sekunde noch nicht 16, so wird nie ein einfacher Ton gehört, sondern ein hauchendes Reibungsgeräusch, welches aus kurz dauernden, sich regelmässig wiederholenden Luftstössen zusammengesetzt ist. In Bezug auf Höhe der Tonlage soll das Gehör bei vielen versagen, wenn der einfache Ton mehr als 41 000 Doppelschwingungen in einer Sekunde macht. Die sieben- und achtgestrichenen Töne von 20 000 an sind für das empfindliche Ohr höchst unangenehm, ja schmerzhaft.[2]) Wir verweisen noch auf Wolfs[3]) schematische Darstellung der Tonhöheverhältnisse und der Schwingungszahlen der selbsttönenden Sprachlaute, wie auf seine Skala, die Tonstärkeverhältnisse der Sprachlaute betreffend. Als tiefster Laut mit nur $16^1/_2$ Schwingungen in der Sekunde (musikalisch = Subcontra — C oder C^{-3}) ist R-linguale, als höchster mit eventuell 4032 Schwingungen (musikalisch annähernd C^V) S angegeben. Innerhalb acht Oktaven wechseln Vokale und Konsonanten in der mannigfachsten Modifikation von Tonstärke und Klangfarbe.

---

[1]) Czermak, über das Ohr und das Hören. Berlin, 1873 (Serie VIII, Heft 169), S. 27. Vergl. Lorenz Fischer, über das Gesetz der Entwickelung. Würzburg, Wilh. Keller, 1875, S. 46 u. flgd. Vergl. Lotze, medizin. Psychologie, S. 79; derselbe, Mikrokosmus, Bd. I, S. 385.

[2]) Vergl. Preyer, naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. Berlin, Gebr. Pätel 1880, S. 140 bis 142. Joh. Ranke hat die Grenze für noch wahrnehmbare Töne enger gezogen: Sie liegen zwischen 16- bis 38 000, also im Bereiche von etwa 11 Oktaven (Physiologie des Menschen. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1872, S. 805.) Dieselben Angaben finden sich schon bei Helmholtz.

[3]) Wolf, Sprache und Ohr. Braunschweig, 1871, S. 70. Vergl. Brücke, Physiologie und Systematik der Sprachlaute. Wien, 1856, S. 42; Helmholtz, die Lehre von den Tonempfindungen. Braunschweig, Vieweg, 1863, S. 166 u. flgd.

Wir gedenken ferner der objektiven Schallempfindungen, deren Ursache im Ohre selbst liegt. Durch die Arterien des Ohres und wohl auch durch andere nahe vorüberführende Arterien werden Erschütterungen des Felsenbeines bewirkt. Man empfindet sie als rhythmisches Klopfen, wenn wir uns in dem Zustande lautloser Ruhe befinden; man kann sie noch deutlicher wahrnehmen, sobald man mit dem Ohre einen harten Gegenstand berührt; sie sind aber die schwächsten Gehörempfindungen, die im wachen Zustande vorkommen. Preyer[1]) erklärt dieses entotische Geräusch als eine fortdauernde schwache Erregung der zarten Enden des Hörnerven, die in einer Flüssigkeit in nächster Nähe von strömendem warmen Blute liegen: Diese Erregung sei es, welche die Empfindung der Stille gebe. Alles, was gehört werde, sei nur dadurch hörbar, dass es lauter als dieses im Innersten des Ohres stets vorhandene entotische Geräusch sei. Die Stille ist also durchaus nicht das Fehlen jeder Gehörempfindung, sondern nur ein lautloser Zustand, in dem die schwächste Empfindung, das ununterbrochene entotische Geräusch, wahrgenommen wird. So lange demnach der Mensch im wachen Zustande sich befindet, ist auch sein Gehör immerfort in Thätigkeit.

Die Struktur des Gehörorgans, dessen Nerven am tiefsten im Kopfe wie hinter festen Bollwerken verschanzt liegen, weist uns darauf hin, dass dieser Sinn als der tiefste, innerlichste die Stimmung unseres Gemüts mächtig beeinflusse und auf das Denkorgan kräftig erregend wirke. Gehörempfindungen rufen die lebendigsten, tiefsten, stärksten, nachhaltigsten und mannigfachsten Gefühle und Empfindungen in uns hervor. Unter allen Hallucinationen sind die des Gehörs von besonderer Gewalt über das empfindende Subjekt, deshalb werden sie von Irrenärzten am meisten gefürchtet. „Das Gehör", so bemerkt Steinthal,[2]) „ist dazu bestimmt, viele Erregungen, die zugleich erfolgen, zu einem einheitlichen Eindrucke zusammenzufassen, und Erregungen, die in der Zeit-Reihe folgen, auf einander zu beziehen und daraus ein ideales Ganze zu bilden. Das Ohr ist insofern ideeller als das Auge, als es Raum und Zeit (!) aufhebt. — Die Kraft, die sich nicht extensiv zerstreuen kann, wirkt um so voller intensiv." Mit vollem Recht hat man das Gehör den subjektivsten Sinn genannt.

Von dem Sprechen der Laute und Lautverbindungen vermag uns nicht allein das Ohr, sondern auch das Gesicht und das Gefühl zu unterrichten; denn es werden tönende Sprachlaute gehört, einzelne Bewegungen der Sprachorgane gesehen und die Artikulationsbewegungen mit dem Gefühle wahrgenommen. Demzufolge unterscheiden wir Schall-, Seh- und Fühlbilder. Am schwächsten bei den meisten Menschen erweist sich das Fühlbild, weil die Gefühle, die durch Artikulationsbewegungen entstehen, wenig oder gar nicht beachtet werden. Nur diejenigen, welche ihre Stimme zu künstlerischen Zwecken ausbilden, deshalb auf Stimmbildung im Kehlkopfe, auf Vibrationen der Sprachorgane u. dergl. grössere Aufmerksamkeit richten, werden sich der Gefühle bewusst; für sie hat das Fühlbild eine nicht geringe Bedeutung. Sehr ergänzungsbedürftig bleibt unter allen Umständen das Sehbild, da viele Muskelkontraktionen und Muskelvibrationen, die wichtige Elemente der Lautbildung sind, von dem Auge nicht percipiert werden können. Während sich diesem die Lautgruppe als ein schnell verfliegendes und nur mangelhaft wahrgenommenes Nebeneinander darstellt, tritt dem Ohre eine solche trotz der Nacheinanderfolge der Laute als Einheit, als abgeschlossenes Objekt entgegen. Das Schallbild steht an Unmittelbarkeit und Frische hoch über dem Sehbilde; es haftet länger als jenes und übt eine starke commemorative Wirkung aus. Für Hörende ist es wegen seiner Stärke und Dauer unzweifelhaft das wichtigste Merkmal des Gehörten; es steht an Wichtigkeit hoch über dem Seh- und Fühlbilde. Diese durch die

[1]) Vergl. Preyer, naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. S. 131 u. 132.
[2]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft. 1. Teil. Berlin, Dümmler, 1871, S. 377 u. 378.

Erfahrung tausendfach bestätigte Thatsache bedarf keines weiteren Nachweises. Indessen ist Stricker[1]) nicht der allgemein herrschenden Theorie gefolgt; denn er versucht darzulegen und zu beweisen, dass es nicht Schallbilder seien, in denen das verbale Denken verlaufe, sondern dass allen unseren Wortvorstellungen Bewegungsbilder, Artikulationsvorstellungen zu Grunde liegen. Er beruft sich auf Wilh. von Humboldt, Laz. Geiger und J. E. Erdmann. Dieser Ansicht schliesst sich Wundt an, der in seiner physiologischen Psychologie[2]) ausspricht, dass beim Kinde die Nachahmung (im Sprechen) hauptsächlich deshalb unvollkommen sei, weil es nicht die gehörten Laute, sondern die gesehenen Lautbewegungen nachbilde. Es hänge dies, wie Stricker in seinen Studien S. 62 hervorgehoben habe, mit der dominierenden Bedeutung zusammen, welche innerhalb der Komplikation, die der Sprachlaut bilde, fortan die Bewegungsempfindungen besitzen. Diese Anschauung widerspricht der Erfahrung. Wir stimmen Preyer zu, der als Grund dafür, dass das Kind die mit dem Gehör vernommenen Laute anfangs nicht richtig nachbilde, folgenden anführt:[3]) „Das Kind kann noch nicht richtig sprechen, weil seine impressiven, centralen und expressiven Sprachwerkzeuge noch nicht vollständig entwickelt sind.“ Als feststehender Thatsachen gedenkt er folgender: „1) Der gesunde Säugling versteht Gesprochenes viel früher, als er selbst die gehörten Laute, Silben und Wörter nachahmend hervorbringen kann. 2) Das gesunde Kind bildet aber aus freien Stücken, ehe es anfängt zu sprechen oder korrekt die Sprachlaute zu imitieren, alle oder fast alle in seiner künftigen Sprache vorkommenden Laute, und ausser diesen noch viele andere und ergötzt sich daran.“ Nicht Seh-, Bewegungs- und Fühlbilder, keine Artikulationsvorstellungen, nur Hörbilder, Tonvorstellungen, erlangen in der Seele des Kindes eine vorherrschende Bedeutung. Kussmauls Theorie erstreckt sich weiter als diejenige Strickers und Wundts: er lehrt, dass die Wortbilder sensitive Bilder, Seh- und Schallbilder seien. In seinem Werke[4]) hebt er die Artikulation — Sprachvorstellung als Bewegungsvorstellung — an drei Stellen hervor; S. 153: „Alle Störungen der Sprache als eines autonomen Vermögens werden in solche der Artikulation und Diktion unterschieden“; S. 156: „Das Wortgedächtnis ist ein doppeltes: 1) ein Gedächtnis für die Wörter, insofern sie akustische Lautkomplexe sind und 2) ein Gedächtnis für die Wörter als Bewegungsbilder“, und S. 180 spricht er von „Bewegungsbildern, welche die Ausführung der Wörter durch die Muskelapparate begleiten.“ — Gude hingegen stimmt der allgemeinen Erfahrung bei, indem er das Gehör als den alleinigen Quell unserer Sprachlaute betrachtet. Sehr treffend sind folgende Worte, die wir seiner Schrift entnehmen:[5]) „Hervorzuheben ist, dass zwar die Gehörreizungen durch gesprochene, scharf artikulierte Laute auch ohne Zuthun anderer die Sprachorgane zu einer schliesslich gelingenden Nachahmung antreiben, das Gehör also als der Urquell unserer Sprachlaute bezeichnet werden darf, dass aber eine reflektorische Auslösung unserer sämtlichen Sprachlaute durch andere Sinne nur durch Zuthun anderer, welche noch dazu sich kunstmässig mit den auszuübenden Reizen bekannt gemacht haben müssen, überhaupt möglich wird. Von einem reflektorischen Urquell (oder von einem natürlichen Entstehungsquell) der Laute durch Gesicht, durch den Tastsinn u. s. w. kann man aber, sofern man nicht Verwirrung anrichten will, nicht reden; denn während das Gehör in sich selbst die Kraft hat, bei Vorhandensein von Lautvorbildern zur Entstehung von Sprachbewegungen Anlass zu geben, wohnt jenen Sinnen die Kraft nicht inne, in den an sie herantretenden Eindrücken solche Antriebe

[1]) Stricker, Studien über die Sprachvorstellungen. Wien, Braumüller, 1880.

[2]) Bd. II, 2. Aufl., S. 439.

[3]) Preyer, die Seele des Kindes. 2. Aufl. S. 412.

[4]) Kussmaul, die Störungen der Sprache.

[5]) Gude, die Gesetze der Physiologie und Psychologie über Entstehung der Bewegungen und der Artikulationsunterricht der Taubstummen. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1880, S. 31 u. 32.

zu gewinnen, welche ausreichen, um die Entstehung unserer Sprachlaute herbeizuführen. Ein Fall der Art, dass Taubstumme von Geburt ohne kunstmässige Beihilfe zur Bildung unserer sämtlichen Sprachlaute, ja auch nur zur Hälfte derselben angereizt worden wären, ist bislang noch nirgends in zweifelloser Weise konstatiert. Das Gesicht reicht aus den angeführten Gründen nie aus, um auf künstlichem Wege die Lautsprache bei Taubstummen, namentlich bei allen von Geburt Taubstummen hervorzurufen. Der Gehörsinn ist der natürliche Selbstregulator der Artikulation, der Tastsinn ist es nur so lange, als der Taubstumme die Hand an die Organe eines sprechenden Vorbildes legen kann, der Gesichtssinn mitwirkend nur, wenn unter Benutzung eines Spiegels das optische Bewegungsbild mit dem Bewegungserfolge genau verglichen wird. Die gebliebenen Sinne sind ein Regulator demnach nur so lange, als der Taubstumme unterrichtet wird. Dass die Regulierung durch das fixierte Muskelgefühl in vielen Beziehungen unvollkommen ist, ist bereits hervorgehoben worden. — Ein Regulierungsapparat, wie das Ohr es für die Sprache ist, fehlt also dem Taubstummen.“ [1]) H. Hoppe weist überzeugend nach, dass uns das volle Bewegungsbild und das Fühlbild beim Sprechen fehle, dass wir also das entbehren, was zu einer Bewegungsvorstellung nötig sei. Der Hörende halte sich daher an sein Hörbild. Aber auch hiervon habe man kein klares Wissen, und es bestehe bei allen Menschen in ihrem Sprechen etwas Unklares. [2]) Wenn aber Hoppe, der dem Hörbilde des Hörenden eine grosse Bedeutung beilegt, meint, dass der Taubstumme sich nur der Sehbilder und der Blindtaube der Tastbilder der Finger erinnere, so können wir nach unseren eigenen Erfahrungen dem nicht zustimmen. Wir sind überzeugt davon, dass der Taube das Seh- und Artikulationsbild, vorausgesetzt, dass der Artikulationsunterricht nicht in mechanischer Weise betrieben worden ist, der Blindtaube unter gleicher Voraussetzung das Tast- und Artikulationsbild in seiner Seele festhält. Nur dem Vollsinnigen genügt das Hörbild, was seinen Grund darin hat, dass das akustische Bild erfahrungsgemäss weder durch das Fühl-, noch durch das Vibrations- und Bewegungsbild ersetzt werden kann, weil diese zu schwach sind, während ersteres, wie schon oben bemerkt worden ist, fest und lange Zeit haftet und eine grosse erinnernde Kraft ausübt. Unsere Behauptung könnten wir durch Beispiele leicht erhärten, nur ist an diesem Orte kein Raum für sie vorhanden, doch eine Erfahrung möchten wir nicht verschweigen, die nämlich, dass Menschen, die schon frühzeitig das Gehör verloren haben, von den Eindrücken ihres Gehörs, das sie nur eine kurze Zeit besassen, also von den Schallbildern, beim Artikulationsunterricht unleugbar Nutzen ziehen, eine Erfahrung, die sämtliche Taubstummenlehrer bestätigen werden: gewiss mit ein Beweis dafür, wie mächtig Gehöreindrücke sind und wie wunderbar lange solche fortwirken. Für die Dauer und Kraft der Hörbilder spricht auch der Umstand, dass es Aphatische giebt, die wohl noch Gesprochenes verstehen, aber Geschriebenes nicht mehr lesen können.

Dem Gehörsinn ist ferner die Fähigkeit eigen, die Empfindungen anderer Sinne sich zu assimilieren, an alle anderen Sinneseindrücke zu erinnern und durch die Stimme als Dolmetscherin der Gefühle des Gehörs auch diejenigen anderer Sinne auszudrücken [3]).

In höchst geistreicher Weise weist Herder nach, dass das Gehör als das Verbindungsband der übrigen Sinne zu betrachten sei. Das Wichtigste seiner Darstellung möge hier folgen [4]): „Da der Mensch bloss durch das Gehör die Sprache der lehrenden Natur empfängt, und ohne

[1]) Vergl. Preyer, die Seele des Kindes. 2. Aufl. S. 287 u. 288.

[2]) Hoppe, das Auswendiglernen und Auswendighersagen. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss, 1883, S. 128.

[3]) Vergl. Pott, Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft, in: Techmer, internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Leipzig, Barth, 1884. Bd. I, Heft 1, S. 6.

[4]) Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, 2. berichtigte Ausgabe. Berlin, Voss, 1789, S. 109 u. fg. Vergl. Steinthal, der Ursprung der Sprache, S. 26 und 27.

das die Sprache nicht erfinden kann: so ist Gehör auf gewisse Weise der mittlere seiner Sinne, die eigentliche Thür zur Seele und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden. Es ist der mittlere Sinn:

1) An Sphäre der Empfindsamkeit von aussen (S. 109).

Weder wirkt es in unmittelbarer Nähe, wie das Gefühl, ist darum auch nicht so beschränkt wie dieses, noch wirkt es in die unendliche Ferne wie das Gesicht, ist deshalb auch nicht in die unendliche Mannigfaltigkeit zerstreuet wie das Auge. Da aber das Gefühl und Gesicht nachbarliche Sinne des Gehörs sind, da die Empfindungen sich vereinigen und also alle der Gegend nahe kommen, wo Merkmale zu Schällen werden, so wird, was man sieht und fühlt, auch tönbar.

2) An Deutlichkeit und Klarheit (S. 110).

Wie dunkel ist das Gefühl! Es wird übertäubt, es empfindet alles in einander. Da ist mit Mühe ein Merkmal der Anerkennung abzusondern: es wird unaussprechlich. Das Gesicht wiederum ist so helle und überglänzend, es liefert eine solche Menge von Merkmalen, dass die Seele unter der Mannigfaltigkeit erliegt. Das Gehör ist in der Mitte. Alle ineinander fallenden dunklen Merkmale des Gefühls lässet es liegen; alle zu feinen Merkmale des Gesichts auch. Aber da reisst sich vom betasteten, betrachteten Objekte ein Ton los; in dem sammeln sich die Merkmale jener beiden Sinne — der wird Merkwort. Das Gehör greift also von beiden Seiten um sich, macht klar, was zu dunkel, macht angenehmer, was zu hell war: bringt in das Dunkelmannigfaltige des Gefühls mehr Einheit, mehr Einheit in das Zuhellmannigfaltige des Gesichts.

3) In Ansehung der Lebhaftigkeit (S. 111).

Das Gefühl überwältigt; das Gesicht ist zu kalt und gleichgültig. Jenes dringt zu tief in uns, als dass es Sprache werden könnte; dies bleibt zu ruhig vor uns. Der Ton des Gehörs dringt so innig in unsere Seele, dass er Merkmal werden muss; aber noch nicht so übertäubend, dass er nicht klares Merkmal werden könnte.

4) In Betracht der Zeit, in der es wirkt (S. 112).

Das Gefühl wirft alles auf einmal in uns hin: es erregt unsere Saiten stark, aber kurz und springend; das Gesicht stellt uns alles auf einmal vor und schreckt also den Lehrling durch die unermessliche Tafel des Nebeneinander ab. Das Gehör, die Lehrmeisterin der Sprache, zählt uns nur einen Ton nach dem anderen in die Seele, giebt und ermüdet nie, giebt und hat immer mehr zu geben. Sie übet also das ganze Kunststück der Methode; sie lehrt progressiv.

5) In Absicht des Bedürfnisses, sich auszudrücken (S. 113).

Das Gefühl geht so sehr unser Selbst an: es ist so eigennützig und in sich gesenket. Um so weniger darf's ausgesprochen werden. Das Gesicht ist für den Spracherfinder unaussprechlich; allein was braucht's sogleich ausgesprochen zu werden? Die Gegenstände bleiben, sie lassen sich durch Winke zeigen; die Gegenstände des Gehörs aber sind mit Bewegung verbunden: sie streichen vorbei. Eben dadurch aber tönen sie auch: sie werden aussprechlich, weil sie ausgesprochen werden müssen.

6) In Absicht seiner Entwicklung (S. 114).

Gefühl ist der Mensch ganz: Der Embryo in seinem ersten Augenblicke des Lebens fühlet wie der junggeborene; das ist der Stamm der Natur, aus dem die zarteren Äste der Sinnlichkeit wachsen, und der verflochtene Knäuel, aus dem sich alle feineren Seelenkräfte entwickeln. Wie entwickeln sich aber diese? Wie wir gesehen haben, durch's Gehör, indem die Natur die Seele zur ersten deutlichen Empfindung durch Schälle weckt, also gleichsam aus dem dunklen Schlafe des Gefühls weckt und zu noch feinerer Sinnlichkeit reifet. Da alle Sinne zusammen

wirken, so sind wir durch's Gehör gleichsam immer in der Schule der Natur. Wir lernen abstrahieren und zugleich sprechen; das Gesicht verfeint sich mit der Vernunft: Vernunft wird Gabe der Bezeichnung; und so, wenn der Mensch zu der feinsten Charakteristik sichtlicher Phänomene kommt, welch' ein Vorrat von Sprache und Sprachähnlichkeiten liegt in ihm schon fertig!"

In dieser geistreichen Deduktion wird dem Gehörsinne die ihm in hohem Masse eigene Fähigkeit, sich den beiden höheren Sinnen anzuschmiegen, zugestanden; er dient ihnen, sie dienen ihm. So besteht eine reiche Wechselwirkung zwischen ihnen, die nicht allein von hoher Bedeutung für Entwicklung und Vervollkommnung der höheren Sinne überhaupt, sondern auch von mächtigem Einflusse auf die objektive Auffassungskraft des Gehörsinnes sich erweist.

Um nach dem kurzen Hinweise auf das geschwisterliche Zusammenwirken der höheren Sinne in Bezug auf das Werden der Sprache einen zusammenfassenden Blick auf die bisher angestellten Erörterungen zu werfen, nehmen wir die an den Anfang gestellte Frage nach der Bedeutung der höheren Sinne für Entstehung und Fortbildung der Lautsprache von neuem auf. Wir haben oben gezeigt, dass bei Mangel des Gehörsinnes auf gewöhnlichem Wege weder mittelst des Tast-, noch des Gesichtssinnes, noch beider zugleich Entstehung und Erlernung der Lautsprache denkbar ist, was durch die Erfahrung hinreichend bestätigt wird, dass aber der Tastsinn in Bezug auf Entstehung der Sprache nur für Taube und für Taub-Blinde von grosser Bedeutung ist, indem durch ihn auf künstlichem Wege die für die Bildung sämtlicher Sprachlaute erforderlichen Sprachbewegungen ausgelöst werden. Die Wahrnehmung der Laute durch das Auge kann niemals als volle Sinneswahrnehmung der Bewegungserscheinungen, welche doch zur Entstehung der Lautsprache unerlässlich ist, angesehen werden. Es können wohl Tauben, wofern sie unsere Lautsprache erlernt haben, fremde Mitteilungen durch das Ablesen der Worte vom Munde des Sprechenden übermittelt werden, was ihnen bei der grösseren Schärfung des Gesichtssinnes nicht schwer wird, aber wir stimmen Gude vollkommen bei, wenn er erklärt[1]), dass dann die unvollkommene Sinnesperception der bei den einzelnen Lauten sich vollziehenden Bewegungsphänomene durch psychische Prozesse, nämlich durch Reproduktion der bei der Lautentstehung thätig gewesenen Anreize nach Massgabe des Associationsgesetzes, ergänzt wird. Nur allein die durch das Gehör bewirkte Wahrnehmung der Laute kann als volle Wahrnehmung gelten, weil sie unmittelbar zur Nachahmung derselben einen mächtigen Anreiz giebt und eine Auslösung mit zwingender Gewalt fordert. Bei Berücksichtigung dieser Thatsache muss dem Gehörsinne der Vorzug vor dem Gesichts- und Tastsinne gegeben werden.

Einen solchen finden wir ferner darin, dass wir durch keinen Sinn besser über das Wesen der Dinge aufgeklärt werden, als durch das Gehör, mit welchem wir das Innere der Dinge im Klange erfassen. Wie leicht täuscht uns der in das Auge fallende Schein! Wie leicht trügt uns das tastende Untersuchen! Mit weit grösserer Sicherheit erkennt das Ohr aus äusseren und inneren, aktiven und passiven Tonapparaten und den von ihnen bewirkten Geräuschen, Klängen, Tönen und Lauten das Wesen derselben; denn es ist, wie Lotze[2]) schreibt, „die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirksamen Kräfte den Zusammenhang und die Lage der Teilchen verteidigen, von Härte und von Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verschiebbarkeit zeugen die Verschiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entstehen. Solchen Beziehungen ent-

[1]) Gude a. a. O. S. 61.

[2]) Lotze, Mikrokosmus. Leipzig, Hirzel, 1858, Bd. II, S. 184 und 185.

sprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erscheinung jenes ursprünglichsten Charakters, aus welchem alle diese physischen Kräfte nur wie folgerichtige Formen des Verkehrs entspringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Grösse seines Widerstandes gegen äussere Gewalten schätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, wes Geistes Kinder alle jene physischen Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins sich in der Welt hinter jenen äusserlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verständigung und der Mitteilung giebt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborener Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt.“ — Nun ist die ganze Natur in fortwährendem Tönen; wir vernehmen ein Sausen und Brausen, ein Rieseln und Rauschen, ein Wehen und Heulen, ein Hallen und Schallen, ein Singen und Klingen. Max Müller[1]) sagt sehr richtig, dass jedes Ding einen Klang von sich gebe und jeder Substanz ein besonderer Klang eigen sei. Weil die Natur, die uns umgiebt, allenthalben uns entgegentönt, so unterrichtet sie uns ununterbrochen über ihr Wesen; je grösser nun unsere Aufmerksamkeit bei diesem Unterrichte ist, um so tiefere Einblicke in die Natur gewinnen wir, um so mehr steigert sich die Leistung des Ohres für die Erkenntnis der Aussenwelt.

Von grösserer Bedeutung als die Klänge und Geräusche, bessere Lehrmeister als Hall und Schall sind für den Menschen die verschiedenartigen Laute, die von Tieren hervorgebracht werden. Was das Tier, dem die Natur Stimme gegeben hat, fühlt, spiegelt sich getreu in den von ihm ausgestossenen Lauten und Tönen; augenblickliche Stimmungen und Gemütsbewegungen werden in überraschender Weise zum Ausdruck gebracht, und wir können bei nur einiger Aufmerksamkeit die Mannigfaltigkeit der von jenen Geschöpfen gefühlten Eindrücke verstehen lernen. Wir erinnern beispielsweise an den Hund, der seine Stimme mannigfach verändert; wir unterscheiden bei ihm ein Winseln, Knurren, Bellen und Heulen und erkennen nach längerer Beobachtung aus den verschiedenartigen Tönen mit ziemlicher Sicherheit, welche Empfindungen und Affekte den Hund zur Hervorbringung der besonderen Laute veranlassen, ob Hunger, oder Freude, oder Schmerz, oder Furcht, oder Ungeduld, oder Ärger u. a. m. So schliessen wir aus dem vibrierenden Meckern der Ziege auf ihr unruhiges Wesen, aus dem eintönigen Blöken des Schafes auf seine Geduld, aus dem misstönigen Geschrei des Esels auf sein störriges Wesen. Darwin[2]) bemerkt, dass bei starker Erregung des Sensoriums die Muskeln des Körpers in heftige Bewegung versetzt und laute Töne auch von solchen Tieren ausgestossen würden, die sonst schweigsam seien, wie von Hasen, Kaninchen u. a., was aber nur dann eintrete, wenn sich dieselben im Zustande des äussersten Leidens, besonders eines excessiven Schmerzes mit Schrecken verbunden, befänden. In dem gegenseitigen Rufen der Tiere während der Brunstzeit erblickt er den uranfänglichen Gebrauch und die ursprüngliche Entwicklungsweise der Stimme. Hiernach, so folgert Darwin, würde der Gebrauch der Stimmorgane mit der Vorausempfindung des grössten Vergnügens, was die Tiere zu fühlen im stande sind, associiert worden sein. — Es ist wunderbar, dass unter den vielen Tiergeschlechtern, denen Stimme verliehen ist, kein einziges dieselbe zur Lautsprache

[1]) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, deutsch von Böttcher, Bd. I, S. 331.

[2]) Darwin, der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren, deutsch von Carus, Stuttgart 1872, 4. Kap., S. 84 u. fg.

ausgebildet hat. Lotze[1]) ist überzeugt, dass Mängel der Organisation die Ausbildung der tierischen Stimme zur Sprache unmöglich machen. Wir möchten dieses Unvermögen nicht bloss in einem Mangel des leiblichen Sprachmechanismus der Tiere, sondern in der eben jenen Mangel bedingenden Unfähigkeit des Tieres begründet finden, sich über die Schranken der Sinnlichkeit zu erheben.

Weit verständlicher als tierische Laute sind uns die menschlichen Lautäusserungen, die deshalb, weil sie artikuliert hervorgebracht wurden, als höchst bequeme und ausserordentlich wirksame Mittel des Ausdrucks Verwendung finden konnten und mussten. Wilh. v. Humboldt[2]) führt als notwendige Merkmale des artikulierten Lautes an „scharf zu vernehmende Einheit und eine Beschaffenheit, die sich mit anderen und allen denkbaren artikulierten Lauten in ein bestimmtes Verhältnis zu stellen vermag". Artikulierte Laute können auch Tiere hervorbringen — der Hund bildet deutlich das sog. gutturale r und ch und das Kehlkopf r[3]), die Katze das f, das Schaf und Rind den Nasalklang n, beziehentlich m, ng — sie vermögen aber nicht mehrere Sprachlaute mit einander zu verbinden; man vernimmt von Schaf, Katze, Hund u. a. immer wieder die gleichen Laute. Diese wenigen artikulierten Laute, die von Tieren hervorgebracht werden, sind nur unbedeutende und bedeutungslose Bruchstücke der Lautsprache. Der menschliche Laut lässt am leichtesten die Beschaffenheit des Innern erkennen und wirkt auch am unmittelbarsten wieder auf das Innere; der Laut der Stimme öffnet das Verständnis für die Stimmung dessen, der in Tönen sein Inneres erschliesst. Der Sprachlaut, nur als reiner Klang betrachtet, scheinbar völlig wirkungslos, vermag, sobald er mit klangvoller Stimme gesprochen wird, einen mächtigen Zauber auf das Ohr auszuüben. Wie merkt schon das kleine Kind auf, dessen Lebenszeit nur erst nach Monaten bestimmt werden kann, sobald es die Mutter in der angrenzenden Stube oder aus grösserer Ferne sprechen hört; noch versteht es keines der Worte, aber wohlbekannt und lieb sind ihm die Klänge, die an sein Ohr dringen; es wird durch sie in erwartungsvolle, freudige Stimmung versetzt, es lauscht — schaut nach dem Orte, woher der Ton kam — zappelt vor Ungeduld und jauchzt vor Freude, wenn die Mutter ihm naht, oder schreit, wenn diese zu lange Zeit ausbleibt. Eine tiefbedeutsame Erklärung von der Macht des Lautes giebt uns Wilh. v. Humboldt[4]) in den Worten: „Der Zauber, mit dem das Ohr nach langer Entbehrung die Muttersprache begrüsst, und die Sehnsucht, die dadurch erweckt wird, beruhen sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als ob wir mit dem heimischen einen Teil unseres Selbst vernähmen." Die wunderbare Macht und Wirkung des Lautes der menschlichen Stimme auf das Gemüt der Zuhörer lehrt die Geschichte. Wenn die Predigten eines Peter von Amiens, eines Bernhard von Clairvaux mächtige und nachhaltige Bewegungen bei grossen Völkern hervorriefen, so war dies nicht immer Wirkung von dem Inhalte der Predigten — wurden doch diese von fremdredenden Völkern gar nicht verstanden — sondern oft auch der mächtige Eindruck der klangvollen Laute auf die Gemüter der Zuhörer. Eine treffende Erklärung für diese nicht wegzuleugnende Thatsache giebt uns Nahlowsky in seiner erst vor wenigen Wochen in 2. Aufl. veröffentlichten höchst geistvollen Arbeit: Das Gefühlsleben[5]). Dort lesen wir, dass eine unmittelbare, uns förmlich gefangennehmende Macht in dem individuell

---

[1]) Lotze, Mikrokosmus, Bd. II, S. 215.

[2]) Wilh. v. Humboldt, über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, herausgegeben und erklärt von Steinthal, Berlin, Dümmler 1884, S. 303.

[3]) Sievers nennt das sog. gutturale r das uvulare r. Siehe Grundzüge der Phonetik, 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1881. S. 88.

[4]) Kawisprache. Einleitung S. LXXIII.

[5]) Leipzig, Veit 1884, S. 110.

eigenen Timbre der menschlichen Stimmen liege, welches uns gleich beim ersten Begegnen mit fremden Individuen in der Regel mehr Orientierung über ihr Inneres, ihren Bildungsgrad, Temperament, Gemütsverfassung u. s. f. zu bieten vermöge, als der Totaleindruck ihrer Physiognomie. Eine klare, sonore, milde Stimme schmeichele sich alsbald in unser Herz ein, während eine eckige, rauhe, hohle, harte Stimme uns abstosse. Eine wunderbare Macht gesteht auch Jean Paul der Klangfarbe zu in dem für Erzieher sehr bemerkenswerten Ausspruche: „Nicht das Wort, sondern der Ton des Wortes belehrt, verdirbt das Kind.“ Wir haben oben das Gehör den tiefsten, innerlichsten Sinn genannt; mit welchem Rechte, erhellt aus der gegebenen Darlegung: des Tastsinnes nicht weiter zu gedenken, nimmt das Auge nur die Oberfläche der Dinge wahr, während das Ohr den aus dem Innern quellenden Ton, der besser als alles andere das Wesen des tönenden Gegenstandes uns erkennen lässt, vernimmt.

Wir gehen jetzt fort, die Beziehungen des Ohres zu den Sprachwerkzeugen aufzuzeigen.

Da auf Eindrücke des Gehörs und dadurch bedingte innere Zustände hin die Sprachorgane mechanisch in Bewegung gesetzt werden, so gehört die Lautsprache, ebenso wie die Gebärdensprache und das Mienenspiel des Gesichts, zu den Ausdrucksbewegungen, denen gemeinsam ist, dass Reize, die von aussen kommen, Affekte wachrufen, welche die mannigfachen Bewegungen, einfache wie komplizierte, verursachen. Die sprachlichen Ausdrucksbewegungen geschehen ursprünglich völlig unbewusst. Weil sie nicht eine Thätigkeit in sich schliessen, die aus psychischen Motiven entspringt, sondern eine notwendige Verkettung physiologischer Prozesse sind, so gehören sie, wie Wundt[1]) lehrt, vollständig in das Gebiet der Reflexe. Kussmaul[2]) nennt sie im Gegensatze zu den angeborenen Reflexen, „wie das Mienenspiel des Süssen, Saueren und Bitteren, Schreien, Weinen und Lachen“, erlernte Reflexe. Wenn derselbe aber erklärt, dass es der Charakter der überlegten Absichtlichkeit sei, der die erlernten Ausdrucksbewegungen vor den angeborenen auszeichne, so entspricht diese Annahme nicht durchweg der Erfahrung; denn schon lange vor dem Erwachen des Selbstbewusstseins noch auf der untersten Stufe der psychischen Entwicklung sind die Elemente der Sprachbewegungen als reflektierte körperliche Rückwirkungen bereits vorhanden[3]). Wir glauben nicht auf Widerspruch zu stossen, wenn wir als Erklärungsgrund für die ausserordentlich schnellen Fortschritte im Erlernen der sprachlichen Ausdrucksbewegungen eine angeborene oder ererbte grössere Wegsamkeit der betreffenden sensiblen und motorischen Nervenbahnen annehmen, die das Ergebnis vieltausendfacher Thätigkeit und Erfahrung vergangener Generationen ist[4]). — Während dem Gesichts- und Tastsinne das Gebiet eigentlicher Reflexbewegungen, die durch Überleitung des Reizes von einem sensiblen auf einen motorischen Nerven bewirkt werden, offen steht, so scheint dasselbe dem Gehörsinn, wofern man von akustischen Reflexen des Trommelfellspanners absieht, verschlossen zu sein[5]). Die bedeutendsten Physiologen der letzten Decennien[6]) lehren auf Grund vielfacher Beobachtungen und mit grösster Sorgfalt ausgeführter Experimente ziemlich übereinstimmend: 1) dass Gehörreflexe stets nur cerebrale sind, die mithin niemals nur durch niedere sensorische und niedere motorische Centren, auch nicht durch die basalen Ganglien unterhalb der Hirnschenkel vermittelt werden;

---

[1]) Wundt, physiologische Psychologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 418.

[2]) Kussmaul a. a. O., 3. Kap., S. 4 u. 5.

[3]) Vergl. Gude a. a. O., S. 24.

[4]) Vergl. Darwin a. a. O., S. 363 u. 364. Preyer, die Seele des Kindes, Vorwort zur 1. Aufl. VII: „Die Erblichkeit ist ebenso wichtig wie die eigene Thätigkeit in der Psychogenesis“.

[5]) Vergl. Wundt, physiol. Psychologie, 2. Aufl., Bd. I, S. 182.

[6]) Mit Ausnahme von Maudsley, der ein akustisches Sensorium im Hinterhirn annimmt. Vergl. Physiologie und Pathologie der Seele, deutsch von Böhm, Würzburg 1870, S. 92.

2) dass die Gehör- und Stimmnervenfasern innerhalb des Centralorgans in innigster Verbindung stehen. Wundt[1]) u. a. zeigen, dass diese Verbindungen, die man bei Tieren vergeblich sucht, bei dem Menschen in der Entwickelung des den Insellappen und die Grenzen der Sylvischen Spalte einnehmenden Rindengebietes zu erkennen sind. Als feststehende Thatsache gilt ferner die Verbindung motorischer Nerven der Sprachorgane durch das Centralorgan nicht allein mit dem Akustikus, sondern auch mit den Nerven anderer Sinne, weshalb Eindrücke dieser ebenfalls Reflexbewegungen im Sprachapparate zur Folge haben. Wundt nimmt an, dass nach Erlernung des Sprechens die spätere unwillkürliche Hervorrufung der Sprachlaute durch die Grosshirnrinde vermittelt werde[2]).

Wie viel durch den Mechanismus der Nervenleitung besorgt wird, zeigt sich besonders darin, „dass nach Vernichtung der Willenssprache Aphatischen nicht selten das Vermögen, vorgesagte Wörter nachzusprechen, bleibt, obwohl sie dieselben Wörter freiwillig nicht hervorbringen können. Durch das Vorsprechen werden ihnen die akustischen Bilder der Wörter, die von innen her nicht mehr erzeugt werden können, von aussen zugeführt und damit die reflektorische Auslösung der entsprechenden Lautbewegungen ermöglicht“[3]). Es sei hierbei noch des Umstandes gedacht, dass die Seele beim ersten Aussprechen der Laute wie auch bei späterer Wiederholung derselben weder Lage noch Kontraktilität der hierzu nötigen Muskeln, weder das Vorhandensein noch die Thätigkeit der motorischen Nerven kennt. Ein leiser Impuls, der von dem Organe der Intelligenz ausgeht, genügt, um die zum Sprechen erforderlichen Kombinationen von Muskelbewegungen in richtiger Aufeinanderfolge hervorzurufen. Die Vervollkommnung der reflektorischen Bewegungen wirkt günstig auf die Ausbildung des Organs psychischer Thätigkeit; mit der Zunahme bewusster Vorstellungen wächst die Herrschaft der Seele über den Mechanismus[4]).

Die Eindrücke des Gehörs vermögen nicht nur gewisse Teile, sondern alle Teile des Sprachapparates in Aktion zu versetzen. Dagegen stellt Steinthal die Hypothese auf, dass Gehöreindrücke besonders auf die Atmung und den Kehlkopf sich reflektieren, Gesichtswahrnehmungen aber auf das eigentlich bewegliche Sprachorgan, die Zunge[5]). Dass aber Reize, die vom Akustikus ausgehen, den ganzen Sprachapparat behufs Nachbildung der gehörten Laute unmittelbar in Thätigkeit zu versetzen vermögen, beweisen folgende Thatsachen:

1) Kinder ahmen infolge kräftiger Gehöreindrücke durch vorgesprochene Wörter oft ohne Verständnis und Absicht nach. „Die im Worte als percipiertem Klangbilde selbst liegende, von seinem begrifflichen Inhalt ganz unabhängige reflektorische Triebkraft macht sich beim Kinde noch mit ungeschwächter Stärke geltend“[6]).

2) Blindgeborene Kinder bleiben in ihrer sprachlichen Entwickelung durchaus nicht hinter vollsinnigen zurück. Es scheint vielmehr die grössere Schärfung des Gehörsinnes, die bei

---

[1]) Wundt, physiolog. Psychologie, 2. Aufl. Bd. I, S. 148 u. Bd. II, S. 437. Vergl. Reclam, Sprache und Gesang. Eine Übersicht der Physiologie und Diätetik des Sprechens und Singens, S. 44; Wundt, Lehrbuch der Physiologie des Menschen, S. 786 u. fg.; Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 463 u. fg.; Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 120.

[2]) Wir verweisen auf die schematischen Zeichnungen der Centren und Bahnen der Sprache in: Wundt, phys. Psychol., 2. Aufl. Bd. I, S. 219; Kussmaul a. a. O., S. 182. Letzterer führt als Vorgänger solcher schematischer Versuche an: Baginsky, Berliner klin. Wochenschrift 1871, No. 36 u. 37; Wernicke, der aphatische Symptomenkomplex, Breslau 1874; Spamer, Archiv für Psychiatrie, Bd. VI.

[3]) Kussmaul a. a. O., S. 57.

[4]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 363: „Die Herrschaft des Geistes über den Körper bricht in Tönen aus, und Freiheit ist das Wesen der Sprache“.

[5]) Derselbe a. a. O., Bd. I, S. 379.

[6]) Kussmaul a. a. O., S. 54.

Blinden fast durchgängig beobachtet wird, vorteilhaft auf die Erlernung der sprachlichen Ausdrucksbewegungen einzuwirken.

3) „Der Erwachsene ahmt nur, hingerissen durch eine ungewöhnliche, das Gefühl packende Gewalt eines Wortes oder aus irgend einer Absicht nach, oder, wenn durch Erkrankung der Gehirnrinde die Zügel des Lautreflexes gelockert sind. So erklärt sich die Echosprache mancher geistesschwach gewordenen Personen“[1]).

4) Dafür spricht auch die schon oben erwähnte Thatsache, dass Aphatischen nach Vernichtung der Willenssprache oft das Vermögen, vorgesagte Wörter nachzusprechen, bleibt[2]).

Durch die innige Verbindung der Gehör- und Stimmnervenfasern im Centralorgan ist dafür gesorgt, dass die Auslösung der akustischen Lautbilder durch den Laut möglichst leicht und schnell von statten gehe. In dieser vollkommneren Organisation, welche den Menschen über das Tier erhebt, finden wir die Thatsache der Reflexbewegungen, die im Sprachapparat unmittelbar durch Gehöreindrücke hervorgerufen werden, begründet. Sind aber die ohne Verständnis gesprochenen Worte nur Auslösungen akustischer Lautbilder, entspringen die Impulse zur Erzeugung und Hervorrufung solcher nicht der psychischen Thätigkeit, so können alle derartigen Lautäusserungen nur als ein vorbereitendes Stadium für unsere Lautsprache angesehen werden; denn in der Sprache muss das Wort der unmittelbare Ausdruck und Träger geistigen Denkens sein; mit ihm muss stets ein begrifflicher Gehalt ausgesprochen werden. Die Sprache kann mithin nur dann als Reflexbewegung angesehen werden, wenn man in den Worten nichts als nachgeahmte Tongebilde erblickt.

Der reflexivische Zusammenhang zwischen Gehör und Sprachwerkzeugen ist von eminenter Bedeutung für das Sprechenlernen der Kinder in den ersten Lebensjahren; ohne denselben würde das Sprechen unterbleiben, was an tauben Kindern zu jeder Zeit beobachtet werden kann.

Nach der Geburt, mindestens während der ersten 6 Stunden, meist aber 2 bis 3 Tage lang sind alle Kinder taub, erst nach dieser Zeit reagieren sie anfangs nur auf starken, später auch auf weniger starken Schall. „Die Ursache der anfänglichen Taubheit“, schreibt Preyer[3]), „beruht darauf, dass der äussere Gehörgang noch nicht offen ist — die Wandungen desselben berühren sich noch — und das mittlere Ohr anfangs noch zu wenig Luft enthält. Die zarten Gehörknöchelchen können sich noch nicht bewegen. Erst beim Atmen und Schlucken gelangt durch die Eustachische Röhre Luft in die Paukenhöhle. Dazu kommt, dass anfangs das Trommelfell sehr schräg steht, zu schräg, um durch die Erschütterungen der Luft leicht in Mitschwingungen versetzt werden zu können. Daher die Taubheit bezw. Schwerhörigkeit der ersten Tage und Wochen und die Tiefe des Schlafes, den auch laute Geräusche nicht leicht unterbrechen.“ Wiederum dokumentiert sich die gesteigertste Herrschaft des Willens über das bezügliche leibliche Organ in dem „In sich sein“ des Menschen, wenn dieser inmitten konzentrierter geistiger Thätigkeit, gleichsam zurückverfallend in jenen Zustand des Neugeborenen, von aussen kommende Geräusche und Stimmen nicht hört: Dort schlägt die Natur, hier die Freiheit das Gehör in Bann. Das Erwachen des Gehörs und die Empfänglichkeit für deutliche Eindrücke fällt wohl mit dem Anfange des ersten Lallens zusammen. Während der ersten fünf Lebenswochen werden nur die Vokale a, ä, uä geäussert, in den folgenden Wochen und Monaten vernimmt man neben Jubellauten die mannigfaltigsten Lall- oder Papelmonologe, die durch ein freies Spiel mit dem

---

[1]) Kussmaul a. a. O., S. 55.

[2]) Vergl. Darwin a. a. O., S. 365.

[3]) Preyer, naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme im 7. Artikel: „Psychogenesis“ S. 224. Vergl. Preyer, die Seele des Kindes, 2. Aufl., S. 52 u. fg. und: Genzmer, Untersuchungen über die Sinneswahrnehmungen des neugeborenen Menschen. Halle, Max Niemeyer 1882, S. 19.

Lauterzeugungsapparate hervorgebracht werden: nicht allein sämtliche Vokale und Konsonanten, die später in der Sprache zur Verwendung kommen, sondern viele andere Laute, die in der Sprache fehlen[1]), werden zu Gehör gebracht. Diese mannigfachen Übungen sind insofern von hohem Werte, als die Stimmwerkzeuge dadurch eine grosse Fertigkeit und Geläufigkeit erlangen. Schon sehr frühzeitig wird die zur Erlernung der Sprache unbedingt notwendige, innige Verbindung zwischen dem Gehör und dem Stimmapparate geknüpft, so dass man manche der Lall-Laute, die das Kind hervorbringt, als auslösende Bewegungen von Reizen des Gehörnerven anzusehen hat. An die Stufe des Lallens schliesst sich unmittelbar diejenige an, auf welcher vorzugsweise Reduplikationen gebildet werden, wie papa, mama, wauwau, nana, dada, mimi u. dergl. Manche derselben enthalten in der ersten Silbe tonmalende Wortbestandteile, wie bukuh, mä- oder bäschaf u. a. m. Ja schon ablautende Formen der Reduplikationen bildet das Kind in den Worten: bim-bam, tick-tack u. a. m. Gegen Ende des ersten Lebensjahres erlangt das Kind die Fähigkeit, nicht allein leichte Lautverbindungen nachzuahmen, sondern auch die Laute genauer von einander zu unterscheiden. Von da an geht bei gesunden Kindern die Sprachentwickelung unaufhaltsam vorwärts: nicht bloss werden die Lautverbindungen in vorgesprochenen Worten leichter und genauer nachgeahmt, sondern das Kind lernt auch immer mehr auf den Zusammenhang zwischen dem gesprochenen Worte und der dadurch bezeichneten Vorstellung achten, zugleich mehren sich die anfänglich unsicheren und schüchternen Versuche, die Sprache als Mittel zu Mitteilungen zu gebrauchen; auch der kleinste Erfolg in dieser Richtung ermutigt zu neuen Anstrengungen. Mit der zunehmenden Entwickelung des Gehörsinnes vervielfachen sich die Reize, die das Kind von seiner sprechenden Umgebung teils mit, teils ohne Absicht der letzteren empfängt, infolge dessen vervollkommnen sich die Sprechübungen wunderbar schnell. Noch ehe das Kind zum Selbstbewusstsein gelangt, ist die Sprachentwicklung schon weit vorgeschritten. — Dass bei Kindern eine starke Neigung zu Nachahmungen, ganz unabhängig von dem bewussten Wollen, besteht, beweist die Echolalie des Kindes, eine wunderbare, viel beobachtete Erscheinung in der Periode des Sprechenlernens, der Preyer in seinem Werke[2]) Erwähnung thut. Diese imitative Reflexsprache besteht darin, dass von längeren vorgesprochenen Wörtern gewöhnlich nur die beiden letzten Silben oder die letzte allein von dem Kinde wiederholt wird. Wir finden den Grund dieser mangelhaften Übertragung von objektiv gegebenen Gehörempfindungen und subjektiv erzeugten Lautformen nicht im Gehör oder Sprachorgane, nicht in dem Prinzip der kleinsten Anstrengung[3]), sondern allein in dem grossen Unterschiede zwischen dem rein physiologischen und dem verständigen Sprechen. Schon Lindner[4]) spricht aus, dass die durch die spielende Erzeugung der Sprachlaute erlangte Fertigkeit in Anwendung der Sprechmaschinerie dem späteren eigentlichen Sprechenlernen so gut wie gar nicht zu statten zu kommen scheint, weil Laute und Lautverbindungen, die von dem Kinde auf der untersten Stufe des Sprechens mit grösster Fertigkeit und erstaunlicher Geläufigkeit der Zunge gesprochen wurden, von dem mit Bewusstsein sprechenden Kinde oft mit grösster Mühe wieder erzeugt werden müssen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Sprachentwickelung des Kindes näher einzugehen, wir beabsichtigen mit den wenigen Andeutungen hierüber nur das Gewicht der erfahrungsmässigen Thatsache zu verstärken, dass Sprachentwicklung mit der Entwicklung des Gehörsinnes in Wechselwirkung steht, dass Tonvorstellungen die Sprachwerkzeuge leiten. Unzweifelhaft wird durch den Gehörsinn die geistige Entwicklung des Kindes mehr gefördert als durch den Gesichts- und Tastsinn, der grosse Abstand

[1]) Vergl. Preyer, die Seele des Kindes, 2. Aufl. 1884, S. 312 und 313.
[2]) Derselbe, die Seele des Kindes, 2. Aufl., S. 302.
[3]) Vergl. Schultze a. a. O., S. 27.
[4]) Vergl. Lindner a. a. O., S. 14.

zwischen Taubgeborenen und Blindgeborenen in intellektueller Hinsicht zeigt deutlich die Überlegenheit des Ohres gegenüber den anderen Sinnen.

Nachdem wir über Bau und Verrichtung des Ohres, über Fähigkeiten und Leistungen des Gehörs, über den reflexivischen Zusammenhang zwischen ihm und dem Sprachorgane das Nötigste bemerkt, versuchen wir, die Beziehungen des Gehörs zu der Lautsprache und deren Entstehung wie geschichtlicher Entwicklung in helleres Licht zu stellen.

Lazarus und Steinthal unterscheiden drei Stufen der Sprachthätigkeit, die interjektionale, die onomatopoetische und die charakterisierende. Dieser durch die Vorzüge der Klarheit und Bestimmtheit ausgezeichneten Einteilung schliessen wir uns an, beginnen demgemäss mit der interjektionalen Sprachstufe, welche die erste und unterste Stufe aller Sprachthätigkeit ist.

Die Interjektion ist, wie Lazarus treffend bemerkt[1]), der unmittelbare Ausdruck eines empfangenen Gefühlseindruckes, deren Laut aber nicht das Gefühl bedeutet, sondern es nur andeutet. Wundt erkennt ihr nur die Bedeutung von Stimmreflexen, welche auf einer direkten Innervationsänderung beruhen, zu[2]). Dieser Verwertung und Verwendung der Interjektionalsprache nun als einer Sprachstufe sind hochangesehene Männer der Wissenschaft als entschiedene Gegner entgegengetreten. So kämpft Herder gegen die Meinung Condillacs, der den Ursprung der Sprache auf Empfindungslaute zurückführt, die Jäger[3]) als den Kreis der tierischen Laute bezeichnet und mit ihnen zusammenstellt. Max Müller erklärt sich scharf gegen die von ihm wegen falscher Anwendung zu etymologischen Zwecken sogenannte Pah-pah- oder interjektionale Theorie. „Die Sprache", so sagt er, „fängt da an, wo die Interjektionen aufhören"[4]). Horne Tooke erklärt, das Reich der Sprache sei auf den Sturz und Untergang der Interjektionen begründet. Ohne die kunstreichen Erfindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjektionen besessen haben, um durch dieselben alle seine Gefühle einander mündlich mitzuteilen. Freiwillige Interjektionen könne man nur da vernehmen, wo das plötzliche Eintreten oder die Heftigkeit einer Gemütsaffektion oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetze und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen lasse, oder wenn irgend eines Umstandes wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch seiner Sprache nicht gestatte[5]). Diese Erklärungen enthalten viel Wahres. Es ist unbestreitbar, dass Interjektionen der Gefühlswelt entstammen, und ebenso wahr ist es, dass das Gefühl am meisten der Klarheit entbehrt, weil es die Seele gänzlich überwältigt und beherrscht und in ihrer Thätigkeit lähmt. Aus diesem Grunde darf man in dem Klange solcher Laute nicht ein ausdrucksvolles Element suchen. Es muss auch zugegeben werden, dass Interjektionen in keiner Zeit sich ändern. Lautgebärden, wie st, ha, he, holla! und Ausrufungen, wie ah, ahah, o, io, pfui, hei, hem, eia, oho, vä u. a. m., sind noch dieselben, wie sie vor 2 Jahrtausenden in Rom und anderswo gewesen. Die eigentliche Menschensprache hingegen ist in stetiger Wandlung und unaufhaltsamer Entwicklung begriffen[6]). Allein Laz. Geiger, Noiré, Max Müller u. a. sind in der Unterschätzung der Interjektionen zu weit gegangen. Folgende Thatsachen können schlechterdings nicht geleugnet werden:

1) Interjektionen sind Sprache, weil und insofern sie Gemeingefühl wecken und ihnen ein unmittelbares Gemeinverständnis zukommt, als lautliche Ausdrucksbewegungen berühren sie auch das Gebiet unserer Lautsprache, ja als ursprüngliche und rein natürliche Laute bilden sie

---

[1]) Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 112 u. fg.

[2]) Wundt, Grundzüge der physiolog. Psychologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 435.

[3]) Ausland 1867, No. 42.

[4]) Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 315 u. fg.

[5]) Vergl. Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 316 und 375.

[6]) Vergl. Wackernagel, über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache. Basel 1876, 2. Aufl., S. 13.

sogar Elemente der menschlichen Lautsprache. Sie erlangen Gemeinverständnis, eine Eigenschaft, welche der Sprache niemals fehlen darf, allein durch das Gehör. Können sie auch nicht an und für sich als gleichartige, sondern nur als verwandte Glieder unserer Sprache bezeichnet werden, da sie bloss einen mit elementarer Gewalt, unbewusst und unwillkürlich, aber keineswegs einen mit Absicht und Besinnung erzeugten Zustand der Seele ausdrücken, so können sie doch unter Umständen zu solchen gleichartigen werden. Wohl geht ihnen Bedeutung für das sprachliche Leben insofern ab, als sie noch keine Zeichen für eine Sache oder Anschauung darstellen, als in ihnen keine Begriffe sich hörbar verkörpern, und eine Fortverpflanzung durch Lehren und Lernen nicht erfolgt[1]); alle Bedeutung indes kann ihnen, weil sie zu sprachlichen und zwar mitunter recht wirkungsvollen Zeichen werden können, nicht abgesprochen werden. Zu dem aber, was sie nach dieser Richtung werden können, bildet das Gehör die conditio inexorabilis.

2) Unzweifelhaft wurden sie schon in der frühesten Zeit Lehrmeister für den Menschen, indem sie ihn zum Aufmerken und Unterscheiden seiner eigenen, wie auch der von anderen hervorgebrachten Empfindungslaute anleiteten; solchen Dienst konnten sie aber nur hörenden, niemals tauben Menschen erweisen.

3) Bis in die ersten Zeiten der Menschheit zurück reicht gewiss auch die von ihr gemachte Erfahrung, dass diese eigentümlichen Lautgebärden: Geschrei, Lock-, Warnungs-, Freuden- und Schmerzensrufe, Laute der Bewunderung und Verwunderung, Ausrufe des Staunens, der Geringschätzung und Verachtung u. dergl. trotz des mangelnden ausdrucksvollen Elementes nicht allein unmittelbar verständlich, sondern auch leicht nachahmungs- und mitteilungsfähig sind. Zu einer solchen Erfahrungserkenntnis konnten aber nur diejenigen Menschen aufsteigen, welche mit dem Mitteilungssinne ausgestattet waren. Die gewonnene Erkenntnis von der Wirkung und den Eigenschaften der Empfindungslaute war von höchster Wichtigkeit für die Entstehung der Sprache. Mit Recht hebt Lazarus[2]) hervor, dass Interjektionen schon in den ältesten Zeiten den zwar ungeformten, vielleicht ungeläuterten, immerhin aber den Lautstoff wohl zuerst dargeboten haben mögen, dass sie auch später noch als vollwichtige, wenn auch ungeprägte Stücke in der sinnvollsten und formenreichsten Rede mit Erfolg verwendet würden, was unmöglich wäre, wenn sie von der wirklichen Sprache so weit abständen, wie von mancher Seite behauptet würde. Als Beispiel hierzu wird das Schillersche Wort citiert: „O, das lehrt ihr jammernd Ach“ u. s. w. Es dürfte im Anschluss hieran auch an Reden des Cicero, an den Philoctet von Sophokles (vergl. Lessings Laokoon, Abschn. I) erinnert werden können. Interjektionen haben also nur für Hörende eine bestimmte, wenngleich unklare Bedeutung. Weil aber diese interjektionellen Laute während der Jahrtausende in der Menschheit nicht die geringste Wandlung erfahren und Unveränderlichkeit der Laute dem Wesen einer jeden Lautsprache diametral entgegensteht, so gleichen sie, um das treffende Bild Max Müllers[3]) zu gebrauchen, nur Vorstädten, die sich um das Weichbild der Lautsprache legen.

Wichtiger als die interjektionale ist die onomatopoetische Sprachstufe, d. i. die der Laut- und Schallnachahmung behufs Bezeichnung von Dingen und Thätigkeiten. Liegen Empfindungswörter ausserhalb des Weichbildes der Sprache, so gehören Tonnachahmungen in den eigentlichen Stammbereich desselben, denn sie machen einen wirklichen Bruch- und Bestandteil des gesamten Wortschatzes aus, wiewohl einen verschwindend geringen. Diese Theorie vertrat unter den neueren Sprachphilosophen am entschiedensten Herder[4]), der die Stimme des blökenden Schafes

[1]) Vergl. Lazarus a. a. O., Bd. II, S. 99 und S. 115.
[2]) Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 124.
[3]) Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 315.
[4]) Herder a. a. O., S. 84.

zum Merkwort für den beobachtenden Menschengeist werden liess; ferner Wilh. v. Humboldt, der in seinem Werke: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ Nachahmung der Naturlaute als einen wichtigen Faktor bei der Entstehung der Sprache bezeichnete. Er sagt[1]): „Der Ton, welchen ein tönender Gegenstand hervorbringt, wird in den Worten soweit nachgebildet, als artikulierte Laute unartikulierte wiederzugeben imstande sind. Diese Bezeichnung ist gleichsam eine malende; so wie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unartikulierte Töne trifft, so ist die Artikulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite; und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unartikulierten übrig, oder es verwischt sich bis zur Unkennbarkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Roheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinne wenig hervor und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache.“ Schon Leibnitz kämpfte für diese Theorie und wollte „Schallnachahmungen als eine ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter anerkannt wissen, namentlich mit Bezug auf die Stimmen der Tiere“[2]). Auch Darwin zählt zu ihren Anhängern. In seinem Werke: „Die Abstammung des Menschen“, erklärt er an der Stelle, wo er die Geisteskräfte des Menschen mit denen der niederen Tiere vergleicht, er könne nicht daran zweifeln, dass die Sprache ihren Ursprung der Nachahmung und den durch Zeichen und Gesten unterstützten Modifikationen verschiedener natürlicher Laute, der Stimmen anderer Tiere und der eigenen instinktiven Ausrufe des Menschen verdankt. Schleicher[3]) erklärt, dass der Mensch von den Lautgebärden und Schallnachahmungen den Weg zu den Bedeutungslauten gefunden habe; und Wackernagel[4]) meint, dass derselbe Trieb, der die bereits gegebene Sprache fortverpflanzt, der Nachahmungstrieb, sie auch zu allererst giebt und sie pflanzt. In Jäger[5]), Bleek[6]), Oskar Peschel[7]) und Kussmaul[8]) begegnen wir tüchtigen Streitern für den in Rede stehenden Wert der Onomatopöie. Krause[9]) schreibt, dass durch das Gesetz der Schallnachahmung, welches in der Sprache herrscht, die Möglichkeit geschaffen werde, das relative Alter der Wörter zu erkennen und das ältere Wort von dem jüngeren zu unterscheiden. Die Bildung der ältesten Sprachwurzeln habe eine scharfe Naturbeobachtung zur Voraussetzung; der Naturmensch habe die Naturstimmen viel sorgfältiger beobachtet, als dies heutzutage im allgemeinen zu geschehen pflege. Im dritten Teil seiner Abhandlung geht er zuerst auf den Ton des lodernden Feuers ein, mit welchem es zu uns redet und in gleicher Weise zu den Menschen der Urzeit geredet hat. Nach dem Principe der Schallnachahmung will er aus diesen Tönen (ur-ur-ur) die einfachste und älteste Bezeichnung des Feuers ableiten, welche die Sprache aufweist. Pott[10]) erklärt, dass sich unverkennbar in allen Sprachen ein gut Teil auf Interjektionen und Nachahmung von Naturlauten zurückführen lasse.

---

[1]) Steinthal, die sprachphilosophischen Werke Wilhelms v. Humboldt. Berlin, Dümmler 1884, S. 322.

[2]) Leibnitz: Nouveaux essais, livre III, chap. 2, in das Deutsche übersetzt v. Schaarschmidt, S. 284 u. fg.

[3]) Schleicher, die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, 3. Aufl. Weimar, H. Böhlau 1873, S. 24.

[4]) Vergl. Wackernagel a. a. O., S. 18.

[5]) Vergl. Jäger, über den Ursprung der Sprache, im „Ausland“ 1867, No. 42; „Ausland“ 1869, S. 394 bis 399.

[6]) Bleek, über den Ursprung der Sprache, herausg. mit einem Vorwort von E. Häckel. Weimar, H. Böhlau 1868.

[7]) Peschel, zur Naturgeschichte der menschlichen Sprache. „Ausland“ 1870, No. 6.

[8]) Kussmaul a. a. O., S. 6 bis 8.

[9]) Krause, die Ursprache in ihrer ersten Entwickelung, 2. Teil. Jahresbericht des Königl. kathol. Gymnasiums zu Gleiwitz, 1878, Progr. No. 149 und 3. Teil, 1883, Progr. No. 166.

[10]) Pott, Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft in Techmer, a. a. O. Bd. 1, Heft 1, S. 5 u. 6.

Wie schon angedeutet worden, fehlt es nicht an Gegnern der genannten Theorie, ja ihre Zahl ist nicht minder gross. Noiré[1]) erblickt in der Onomatopöetika nur einen dünn rieselnden zufälligen Strahl; ihm ist sie Spielerei, weil sie niemals ein so wichtiges, in unaufhaltsamer Entwicklung mit den menschlichen Gemeinwesen und deren Geistesleben verwachsendes Gebilde wie die menschliche Sprache hervorbringen konnte. Max Müller[2]), dem Schallnachahmungen nur Spiel-, nicht Werkzeuge der Sprache sind, spricht ebenfalls über diese Theorie, die er der Kürze wegen Bau-wau-Theorie nennt, sein Vernichtungsurteil aus. Er meint, „wenn die Bestandteile der menschlichen Rede entweder ein blosses Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Tiere der Sprache ermangeln sollten". Lazarus Geiger[3]) stellt folgende beachtenswerte Hypothese auf: „Schallnachahmung führt nur zur Wahl unter Möglichkeiten der Umgestaltung, höchstens zu einer geringen Unregelmässigkeit in der Behandlung der vorhandenen Laute, niemals zur unmittelbaren Erschaffung nicht vorhandener, oder überhaupt zur Erschaffung eines Ausdrucks für irgend einen Begriff aus dem Nichts, das heisst aus einem anderen Stoffe, als der stetig entwickelten, alles Neue aus dem Alten mit hinlänglicher Naturnotwendigkeit erzeugenden Kette des Lautes." Hinwiederum erklärt Max Müller[4]), er könne die Möglichkeit nicht wegleugnen, dass eine Sprache nach dem Principe der Nachahmung hätte gebildet werden können; nur so viel wolle er behaupten, dass bis jetzt noch keine aufgefunden worden sei, welche wirklich nach diesem Principe gebildet sei. Derselbe führt an anderem Orte als Thatsache an, dass „im Chinesischen die Zahl der imitierenden Wortlaute sehr beträchtlich sei". Selbst Lazarus Geiger, den schärfsten und heftigsten Gegner der Lautnachahmung, hören wir einmal zu Gunsten der Onomatopöie das Wort ergreifen, wenn er behauptet[5]): „Ursprünglicher Reiz des Sprachlautes ist .... nicht jede Gesichtswahrnehmung, sondern eine einzige bestimmte, und da diese von der Art ist, dass eine Gehörwahrnehmung fast notwendig mit ihr verbunden zu sein pflegt, so entspricht der Sprachlaut oft so sehr der Vereinigung beider Sinnesempfindungen, dass man ihn für einen gemeinsamen Ausdruck beider, und wohl auch zuweilen des Gehörten ganz besonders halten könnte." Doch wollen wir nicht verschweigen, dass er schon auf der folgenden Seite jene Worte limitiert, indem er erklärt, dass die Sprache niemals etwas bloss Gehörtes, niemals das Gehörte als solches, sondern stets als etwas mindestens auch Gesehenes bezeichne. Auf diese Antinomie hat schon Steinthal in seinem Werke[6]) hingewiesen. Zur Begründung der Ansicht, nach welcher durch einen bestimmten Gesichtseindruck die Entstehung des Sprachlautes („Sprachschreies") bedingt sei, führt Geiger an, dass die Sprachwurzeln ursprünglich sich nur auf sichtbare Thätigkeiten bezogen, mithin dem Gebiete des Gesichtssinnes entnommen sein mussten. Allein „ob zu der Zeit, wo die Sprachmittel zum ersten Male auch auf andere Sinnesobjekte sich ausdehnten, man mit Bewusstsein Gesichtsvorstellungen als Analoga substituierte und deren Bezeichnungen auf andere Sinne bewusst übertrug, erscheint sehr zweifelhaft, auch nach Geiger selbst, der die bewusste Übertragung in dem Gebiete der Sprachentwicklung durchaus verwirft"[7]). Wir fügen dem noch

---

[1]) Noiré, der Ursprung der Sprache. Mainz, v. Zabern 1877, S. 342 und S. 129. Derselbe in Nord und Süd, Bd. 6, Heft 19, S. 58 u. fg.

[2]) Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 307 bis 315 und S. 318.

[3]) Laz. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart, Cotta, 1868, Bd. I, S. 170.

[4]) Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 309.

[5]) L. Geiger a. a. O., Bd. I, S. 22.

[6]) Steinthal, der Ursprung der Sprache, Berlin, Dümmler 1877, 3. Ausgabe, S. 213 bis 215.

[7]) Jul. Keller, der Ursprung der Vernunft. Heidelberg, Winters Universitätsbuchhandlung 1884, S. 146.

einige Worte des Sprachgelehrten Pott hinzu, welcher schreibt[1]): „Erwähnt muss noch werden, dass ich keinen genügenden Grund einsehe, mit Geiger den Ausgang der Sprache statt in die Gehör- in die Gesichtseindrücke zu verlegen. Es ist ja eine der gewöhnlichsten Erscheinungen, dass zwischen den verschiedenen Sinnen häufig Tauschverkehr oder, besser gesagt, Gütergemeinschaft herrscht in betreff der auf sie bezüglichen Ausdrücke, wie etwa ein heller Hall, eine clara vox, schreiende Farben u. dergl. mehr.“ — Geiger erkennt in der Sympathie und dem Nachahmungstriebe die beiden Wurzeln, aus denen der Ursprung der Sprache herzuleiten sei. Der Nachahmungstrieb ist für Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ ein unmittelbares Zeugnis der organischen Sympathie. Nun wird aber unbedingt zuzugeben sein, 1) dass Gehörwahrnehmungen am mächtigsten zur Nachahmung durch die Stimme reizen zufolge des schon oben gedachten reflexivischen Zusammenhangs zwischen Ohr und Sprachorgan; 2) dass der Gehörsinn selbst ein vorwiegend sympathischer Sinn genannt zu werden verdient, weil er am unmittelbarsten auf das Innere, auf die Stimmung des Hörenden einwirkt[2]). Eine erschütternde Beredsamkeit ist dem Klageton eigen. Laut hallt der Schmerzensschrei, so leise er unser Ohr berührt, in unserem Inneren wider. Der Klang einer bekannten Menschenstimme vermag im Nu die ganze Stimmung des Menschen umzuwandeln (Ev. Joh. 20, 16). Töne reden die stärkste, ergreifendste Sprache. „Keine Empfindung“, schreibt Steinthal[3]), „trägt eine so grosse Gefühlserregung in sich, als die des Gehörs.“ Mögen darum Namen, welche aus Tonnachahmungen gebildet sind, wie Kuckuck, das Tick-tack der Uhr, die Stimme der Glocken: „Bim bam“! u. a. m. nur künstlichen Blumen gleichen, denen die Wurzel fehlt; mögen sie sich unfruchtbar und unfähig erweisen, ausser dem einen Gegenstande, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen; mag man ihnen nur eine geringe Entwicklungsfähigkeit zuschreiben, sogar in ihnen als heterogenen Elementen innerhalb der Sprache nur Fesseln der Sprachthätigkeit erblicken; mag es, um mit Tylor zu reden, leichtsinnig sein, wollte man eine Hypothese, welche ein Zwanzigstel der Wurzelformen in irgend einer Sprache erklärt, als eine unbedingte Erklärung der übrigen neunzehn Zwanzigstel, deren Ursprung zweifelhaft bleibt, annehmen: immerhin wird es, so lange man nicht mit Grund bestreiten kann, dass das Brausen des Windes, das Rieseln der Quelle, das Murmeln des Baches, das Knistern des brennenden Holzes, das Rollen des Donners, das Brüllen der Tiere u. dergl. den Menschen zum Hervorbringen von Lauten anregt, die den gehörten Tönen, so weit dies möglich ist, entsprechen, nicht gelingen, das Bestreben dieser durch das Gehör veranlassten Nachahmung von Anfang an als ein mitwirkendes Element bei der Entstehung und Entwicklung der Lautsprache zu leugnen, weil eben in ihr das nachahmende oder malerische Element zu deutlich hervortritt. Es ist darum „trotz der Bedenken und Einwände selbst eines Max Müller durchaus zulässig, in der Schallnachahmung und Wiederholung der eigenen angeborenen Stimmlaute, also auch einer Nachahmung, den Ursprung der Sprache zu suchen. Denn das Begriffbildungsvermögen muss beim Urmenschen, wie es beim Säugling thatsächlich der Fall ist, vor der artikulierten Sprache durch vielerlei Bewegungen sich bethätigt haben. Es handelt sich bei dieser Frage weniger darum, ob die Wurzeln der Sprachen onomatopöetisch oder interjektional entstanden, als vielmehr darum, ob sie durch Imitation entstanden oder nicht; denn was die Interjektionen angeht, so konnten sie alle nur dadurch, dass der eine die des anderen nachahmte, als Verständnismittel dienen“[4]). — Fern liegt es uns jedoch, diesen Lehrmeistern, die den Menschen

[1]) Pott, Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft in Techmer a. a. O.

[2]) Vergl. Wernecke, über die Bedeutung des Lautes in der Sprache. Programm des Gymnasiums zu Paderborn 1864, S. 8 und 9.

[3]) Steinthal, Abr. d. Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 377.

[4]) Preyer, die Seele des Kindes, 2. Aufl., in der Beilage: Vergleichende Beobachtungen über das Sprechenlernen deutscher und ausländischer Kinder, S. 438.

Lautkombinierung, Stimmmodifizierung und Wortartikulation lehren, eine zu hohe Bedeutung beizumessen; wir vermögen uns auch nicht der Thatsache zu verschliessen, dass doch nur weniges in der Natur von der Sprache wirklich nachgeahmt werden kann. Uns genügt, nachgewiesen zu haben, dass Laute onomatopöetischen Wert nur allein durch das Gehör erlangen.

Wenn hörende Menschen auf der interjektionalen und onomatopöetischen Sprachstufe dahin gelangten, Gefühle und Anschauungen durch Laute und Lautverbindungen darzustellen, so war mit dem erworbenen kleinen Wortkapitale die Brücke zu der charakterisierenden Sprachstufe geschlagen; auf dieser wurden weniger ursprüngliche Wortelemente geschaffen, als vielmehr die schon gewonnenen Wortkeime, wie sie Kussmaul treffend bezeichnet, umgebildet. Wir bemerken aber, dass ein solcher Fortschritt, der in dem stetigen Zurückweichen des sinnlich-bildlichen Elementes und in dem Hervortreten der geistigen Seite sich offenbart, nur möglich war, wenn der Mensch Hörbilder, Tonvorstellungen bereits gewonnen hatte und durch diese zur weiteren Abstraktion befähigt wurde.

Um nachzuweisen, dass das onomatopöetische Gefühl in den Völkern fortlebt, sei es uns gestattet, schon an dieser Stelle daran zu erinnern, dass man in der Poesie zuweilen veränderte Naturnachahmungen findet, bei denen der Dichter dem Naturlaute ähnliche Klänge in verständliche Worte einflechtet, oder auch Naturlaute in ähnlich klingende, verständliche Worte umwandelt, so z. B. in Goethes Hochzeitslied: „Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt, da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt, — da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt; — — — — nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal“ u. s. f., oder in Wolffs Rattenfänger von Hameln: „Mäuschen, Mäuschen, die ihr da kraspelt, feilet und raspelt, pispert und puspert, knistert und knuspert, scharret und nagt“ u. s. f., oder Schillers Worte: „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt“; oder: „Die Werke klappern Nacht und Tag, im Takte pocht der Hämmer Schlag.“ Treffend hat auch Heinrich Heine vor allem die Naturstimmen des Meeres wiedergegeben. Man vernimmt deutlich die sturmbewegte Sprache des Meeres aus den Worten: „Mein Rufen verhallt im tosenden Sturm, im Schlachtlärm der Winde! Es braust und pfeift und prasselt und heult wie ein Tollhaus von Tönen. — — — Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen, ein Gurgeln und Murmeln, Seufzen und Sausen. Dazwischen ein wiegenliedheimliches Singen!“ Die schönsten Beispiele von Nachahmungen der Natur finden sich in den noch unübertroffenen Balladen Bürgers, welcher den der Natur abgelauschten Tönen einen ebenso poetischen als wahren Ausdruck verleiht. Wir erinnern beispielsweise an die Balladen: „Lenore“ und „Der wilde Jäger“. Bekannt ist ferner der hierher gehörige Vers aus Ovids Metamorphosen (VI, 376): „Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere temptant.“ Zahlreiche Nachahmungen von Froschlauten findet man in dem allegorisch-satyrischen Lehrgedichte Rollenhagens: „Der Froschmeuseler“, veröffentlicht 1595, neu bearbeitet von R. Benedix 1851. Wir können dieses nur flüchtig berührte Gebiet nicht verlassen, ohne noch auf die Schrift Jacobys[1]) hingewiesen zu haben, in welcher eine reiche, wohlgeordnete Zusammenstellung von vielen in der deutschen Poesie vorhandenen Nachahmungen der Naturstimmen, die den verschiedenen Naturgebieten, der belebten und unbelebten Welt, entnommen sind, geboten wird. — Für jene Lautmalereien hat ein Mensch bei Mangel des Gehörsinnes kein Verständnis; je getreuer die Naturnachahmung, um so sinn- und bedeutungsloser ist sie dem Gehörlosen.

Von der im vorhergehenden besprochenen Theorie der direkten ist wohl zu unterscheiden die indirekte Onomatopöesis, wie sie von Wundt[2]) zuerst benannt und von ihm wie auch von Lazarus[3])

[1]) L. Jacoby, über die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie. Heidelberg, C. Winter, 1880.
[2]) Wundt, physiolog. Psychologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 432 u. fg.
[3]) Lazarus, Leben der Seele, Bd. II, S. 92 u. fg.

und Steinthal[1]) behandelt, wohl zu unterscheiden. Sie besteht in der Übersetzung und Übertragung von Empfindungen anderer Sinne in analoge des Gehörs, in Tonempfindungen; bei dem auf diesem Wege erzeugten Laute ist die Verbindung zwischen ihm und der Wahrnehmung lediglich im Gefühle zu suchen. Auch diese indirekte Onomatopöesis fordert zu ihrem Entstehen und Bestehen das Gehör, weil eine Lautanschauung, die mit der Sachanschauung durch das Gefühl zur Einheit gekommen ist, nur bei Vorhandensein des Gehörs gewonnen werden kann. Mit Recht erinnert Wundt[2]) an den unendlichen Reichtum des Gehörsinnes, der ihn fähig mache, den verschiedensten Wahrnehmungen anderer Sinne sich anzuschmiegen; und Nahlowsky[3]) schreibt an der Stelle, wo er Analogien zwischen Farben- und Tonwirkungen angiebt: „Es lässt sich behaupten, dass zwischen der specifischen Wirkung gewisser Töne und gewisser Farben eine weit grössere innere (psychologische) Verwandtschaft stattfindet, als man gemeinhin auch nur zu ahnen pflegt. Merkwürdig ist hier jedenfalls, dass schon der Sprachgebrauch auf eine derartige Affinität hinweist, z. B. in den Worten: Tonmalerei, Farbenton, Klangfarbe."

Nachdem wir zu zeigen gesucht, dass Entstehung der Sprache auf den unteren Sprachstufen, der interjektionalen und onomatopöetischen, von dem Vorhandensein des Gehörsinnes abhängig war, möchten wir noch klarlegen, dass auch von Anfang an das Erlernen der Sprache an die gleiche Bedingung geknüpft ist. Der Mensch besitzt eine eminent sociale Natur. Je mächtiger der Trieb zur Geselligkeit ist, um so stärker macht sich das Bedürfnis nach Mitteilung, das Verlangen nach Austausch dessen, was das Innerste tief erregt und bewegt, geltend. Bei vollsinnigen Menschen ist das vorzüglichste Produkt der Gemeinsamkeit, das sie mit unwiderstehlicher Gewalt beherrscht, die Lautsprache, welche wiederum geistiges Gemeinleben zur notwendigen Folge hat. Ist Lautsprache aber ein Produkt der Gemeinsamkeit, so muss mitten in die Sprachschöpfung auch Spracherlernung, die ihrem Wesen nach nichts anderes als Spracherzeugung ist[4]), eintreten; denn nur auf diese Weise konnte der ursprüngliche Bildungsprozess der Lautsprache vor sich gehen. Wie man einerseits annehmen muss, dass Stimm-, Laut- und Redeübungen schon in dem Kindesalter der Menschheit frei und mit Naturnotwendigkeit betrieben wurden, weil das Sprechorgan ebenso wie Hand und Fuss ein zu Bewegungen und Bewegungsformen bestimmtes Organ ist, das, mit der Luftatmung in Verbindung gesetzt, zugleich ein zur Erzeugung artikulierter Laute bestimmtes Bewegungsorgan darstellt[5]), so ist andererseits doch auch zu beachten, dass alle diese Übungen nur unter Kontrolle des Gehörs von Erfolg begleitet sein konnten, ja beim Fehlen dieses Regulators naturgemäss unterbleiben mussten. Nur auf dem Wege einer beständig sich wiederholenden Vermittlung durch Hören und durch Nachahmen des Gehörten war eine Fortverpflanzung der Lautsprache von Generation zu Generation möglich. Unsere Lautsprache wird zwar auch von taubgeborenen Menschen mit fremder Hilfe erlernt, worauf schon früher hingewiesen worden ist; aber ihre Erlernung auf gewöhnlichem Wege ist stets an die eine Bedingung, an das Vorhandensein des Gehörs, geknüpft. Auf diesem Wege geht die Erlernung leicht und verhältnismässig schnell von statten, wie an allen vollsinnigen Kindern jahraus jahrein beobachtet werden kann, die in den fünf ersten Lebensjahren mehr als in allen folgenden Jahrzehnten lernen.

Wie für Entstehung und Erlernung der Lautsprache, so ist auch für ihre Entwicklung und Fortbildung, für ihre äussere und innere Metamorphose das Gehör von überaus hoher Be-

---

[1]) Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 376.
[2]) Wundt, physiolog. Psychologie, 2. Aufl., Bd. II, S. 432.
[3]) Nahlowsky, das Gefühlsleben, 2. Aufl. 1884, S. 110.
[4]) Vergl. Steinthal, Abriss der Sprachwissenschaft, Bd. I, S. 82 u. 83. Vergl. Kussmaul a. a. O., S. 7.
[5]) Vergl. Strümpel, die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken, S. 24.

deutung. Wir gehen zunächst auf die Lautformveränderungen ein und untersuchen, ob Beziehungen des Gehörs zu dem Wandel der Bezeichnungsmittel sich nachweisen lassen.

Waren gemeinverständliche Laute durch gleichförmigen Gebrauch völlig geläufig geworden, wurde Gemeinverständnis durch längere Gewohnheit auch bei nicht ganz genauer lautlicher Reproduktion erweckt, so fing man an, bei Erzeugung solcher geübten Laute nicht allein der Kürze und Bequemlichkeit, sondern auch des Wohlklanges wegen ganz allmählich, ohne Absicht und unbewusst, zu verändern. Marty[1]) findet die Antriebe zu solchen Lautformveränderungen „teils in der Vorliebe der Stimmorgane, teils in der des Gehörs für gewisse Laute und Lautfolgen". Dagegen erscheint Lotze[2]) schon die Frage zweifelhaft, ob der Antrieb zu Lautverschiebungen ein akustischer oder ein phonetischer sei, „ob sie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an sich wohlklingendes und namentlich mit der Accentuation zusammenstimmendes Gleichgewicht der Verteilung und Aufeinanderfolge schwererer und leichterer Laute darzubieten, so dass das fertige Wort vor dem Gehöre als eine in sich richtig gezeichnete und gegliederte Gestalt schwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in jede andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hintereinander wiederholen können, dazu anleitet, vor allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der vulgären Aussprache richtig gekannter Worte wirkt dieser letzte Grund; wenn dagegen die meisten Sprachen die entlehnten Worte einer anderen, besonders die Eigennamen, zu ihrem eigenen Gebrauche umformen, so liegt darin nicht immer die phonetische Bequemlichkeit, sondern häufig auch das Bedürfnis, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimischen Stil, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden". Nach unserer Meinung kann nicht geleugnet werden, dass der Gehörsinn einer unter den Faktoren und zwar nicht der geringste ist, die bei diesen lautlichen Wandlungen mitwirken. Worin aber bestehen diese? Bald werden starke Laute abgeschwächt, bald schwache ausgestossen, bald vermittelnde Laute eingeschoben und die früheren Bestandteile dadurch auseinandergerückt; bald wechseln Laute ihre Stelle gegeneinander oder auch gegen andere, bald muss einer dem anderen gänzlich weichen. Wenn Geiger[3]) bemerkt, dass die Worte ganz unabhängig von ihrer Bedeutung aus inneren lautgesetzlichen Gründen in grösstem Massstabe ungeheuere Umgestaltungen erdulden und oft ohne ihren Sinn zu verändern alle Ähnlichkeit mit ihrem ersten Zustande bis auf die letzte Spur verlieren, so erkennen wir eben darin vorwiegend die Einwirkung des Gehörsinnes; diese Vorgänge können weder von begrifflichen Veränderungen verursacht oder bedingt sein, noch können fremdartige Anstösse, wie Änderung der Sprachorgane im Verlaufe der Zeit oder klimatische Einflüsse[4]) u. a. m. die hauptsächliche oder gar alleinige Veranlassung zu solchen sein: Der diese lautliche Wandelbarkeit bewirkende Faktor ist ausser psychischen Momenten, die Succurs leisten, und ausser der Bequemlichkeitsliebe der Stimmwerkzeuge vor allem in dem wunderbaren Gehörsinne zu suchen, in dem wir das lebendige Princip der Verminderung der Kontraste durch gegenseitige Ausgleichung der Laute gleichsam verkörpert vorfinden. Assimilation und Dissimilation gründen sich ganz besonders auf das Streben des Gehörs nach Wohlklang und Deutlichkeit. Schon auf der frühesten Stufe gewann dadurch das Ohr an Schärfe der Auffassung für feinere und zartere Unterschiede, und zwar wurde die Aufmerksamkeit auf die laut-

[1]) Marty, über den Ursprung der Sprache, S. 99.

[2]) Lotze, Mikrokosmus, Bd. II, S. 224.

[3]) L. Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft, Bd. I, S. 135 u. fg.

[4]) Dagegen Lotze, Mikrokosmus, Bd. II, S. 223. Er meint, dass die Wahl der Laute von feinen Eigentümlichkeiten im Bau der Sprachwerkzeuge herrühre, die zum Teil von klimatischen Verhältnissen abhängig seien. So finde man eine sehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute und eine Neigung zu dentalen Konsonanten bei Inselbewohnern. Vergl. hierzu H. Osthoff, das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. Berlin, Habel, 1879, S. 19.

lichen Bezeichnungen um so grösser, je lebhafter das Interesse an der Mitteilung und der Trieb für solche war.

Von besonderer Wichtigkeit für Lautformveränderungen ist das Fortrücken des Accents. „Die grosse Bedeutung des Accents“, so schreibt Noiré[1]), „welcher auf einer Silbe des zusammengedrängten Wortes ruhend, die übrigen Silben beeinträchtigt und sie durch Tonlosigkeit allmählich umgestaltet, so dass in den modernen Sprachen schliesslich ein einsilbiges Wort die Stelle eines ehemalig vier- oder fünfsilbigen zu vertreten im stande ist“, geht nach unserer Erfahrung bei Gehörlosen völlig verloren. Gesetzt, diese hätten eine Lautsprache zu erzeugen vermocht, so würden bei ihrem scharf artikulierten, der Modulation kaum fähigen Sprechen Vokalschwächungen durch Fortrücken des Accents niemals eintreten können; ihrer Sprache würde mithin alles Leben fehlen. Die vox wird zu einer viva vox erst durch den Gehörsinn.

Bemerkt sei hierbei, dass durch Lautwandel zuweilen eine Onomatopöie erst später hergestellt wird. „Wer meint nicht, im Worte „Donner“ eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gotte Thor zuschrieben, wenn er Kegel schöbe“? Doch stammt dieses Wort, wie Max Müller[2]) ausführlich nachweist, von der Wurzel „tan“ mit der Bedeutung: strecken, spannen. In dieser Wurzel aber ist nicht das mindeste von jenem dumpfen Rollen zu bemerken, das in dem Worte „Donner“ herauszuhören ist. Eben derselbe führt noch andere Beispiele von dieser Art an, die, wenn ihre Wortstämme zurück verfolgt werden, keine Lautnachahmung mehr aufweisen. Laz. Geiger giebt uns für diese Erscheinung folgende wichtige Erklärung[3]): „Die Worte haben, jedoch erst in ziemlich späten Schichten, wie so manches von ihrer ersten Richtung Abweichende, eine gewisse Neigung, den Objekten schildernd nahezutreten, eine Neigung, welche eigentlich mit jener, die Worte aus Schilderung der Objekte zu erklären, eine und dieselbe ist. Der beständig der Phantasie vorschwebende Inhalt nähert die Sprachlaute, wenn es möglich ist, sich an, und um so geeigneter sind beide alsdann, von eben jener Phantasie verglichen zu werden.“ Aus diesen Worten erhellt, dass man in der Sprache eine spätere Herstellung von Schallnachahmungen durch Lautveränderungen hie und da antrifft. Ausser dem Einwirken der Phantasie ist als unerlässliche Bedingung für diese merkwürdige Erscheinung wiederum die stille, ungestörte mächtige Thätigkeit des Gehörsinnes zu erkennen. Sein Mitwirken bei der Wahl solcher Laute, die in der Seele einen dem Gegenstande ähnlichen Eindruck hervorrufen, dürfte ausser Zweifel stehen.

Der Frage, ob und wie das Gehör bei der lautlichen Wandlung mitwirke, gesellt sich die andere hinzu, ob es sich auch auf den Bedeutungswandel der Bezeichnungsmittel als einflussreich erweise.

Dass die mit den Lauten associierten Vorstellungselemente bei längerem Gebrauche sich oftmals ändern und mannigfach wandeln, hat seinen Grund darin, dass entweder die bezeichneten Dinge selbst allmählich andere geworden sind, oder dass unsere Auffassung von den Dingen nicht mehr die frühere ist. Das zweifellose Gesetz fortgesetzter Umwandlung unserer Vorstellungswelt, die im Worte und in der Bedeutung desselben sich offenbart, hat Laz. Geiger mit besonderer Klarheit in folgende Worte zusammengefasst[4]): „Die Bedeutungen der Wörter entwickeln sich in einer Reihe, deren letztes Glied sich mit dem ersten in keinem klaren Zusammenhange mehr befindet. Die vorderen Glieder der Reihe sind vergessen, und erst hierdurch wird das letzte

---

[1]) Noiré, Ursprung der Sprache, S. 221. Vergl. Franz Linnig, Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1881, S. 166 u. fg.: „Der Wortaccent im Deutschen und sein Einfluss auf den Lautwandel“.

[2]) Max Müller a. a. O., Bd. I, S. 313 u. fg.

[3]) Laz. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Bd. I, S. 168.

[4]) Derselbe, der Ursprung der Sprache, S. 122.

möglich.“ An anderer Stelle[1]) erklärt er sich weiter über dieses Entwicklungsgesetz: „Ein Wort wird bei Gelegenheiten, die scheinbar ganz gleich sind, angewendet; summiert man aber die im einzelnen bemerkten Unterschiede, so ist etwas ganz anderes daraus geworden. Aus der Verwechselung des Ähnlichen und aus einer beständigen Wiederholung dieser Verwechselung setzt sich die Verbreitung des Wortes über die ganze Gedankenwelt zusammen. Es wird in der That alles mit allem verwechselt, aber nur durch einen unendlichen Diskursus, einen Hindurchgang des Begriffs durch die ganze Reihe der denkbaren Objekte.“ Schon Wilh. v. Humboldt hat auf diese Erscheinung in der Sprache hingewiesen. Wir führen als Beleg folgende Worte von ihm an[2]): „Keiner denkt bei dem Worte gerade und genau das, was der andere, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nichtverstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“ Wir dürfen selbst auf Spinoza hinweisen, der an einer Stelle die Worte mit den Fusstapfen vergleicht und hierzu bemerkt, dass der Soldat, der die Fusstapfen eines Pferdes erblickt, an Reiterei und Krieg erinnert werde, während der Bauer, wenn er dieselben Spuren findet, sich in Gedanken zu seinem Pfluge und Acker zurückversetze. Auch dieses Entwicklungsgesetz steht in inniger Beziehung zum Gehör und zwar insofern, als das bei allem Bedeutungswandel fester gehaltene symbolische Gehörbild, sobald es unser Ohr trifft, unmittelbar zur Abstraktion anleitet, deren Resultat in den Individuen sich indes so verschieden gestaltet, dass eine volle Übereinstimmung niemals vorhanden gedacht werden kann. Man kann, ohne einen Widerspruch erwarten zu müssen, behaupten, dass es nicht zwei Menschen giebt, die ganz die gleiche Sprache reden, d. h. bei denen die Worte mit dem gleichen Vorstellungsinhalte, mit denselben Begriffselementen erfüllt sind, weil bei jedem Menschen geistige und körperliche Anlagen und Beschaffenheiten unwillkürlich mit einwirken. Da nun das gehörte Wort zwar den gleichen Gedanken weckt, wodurch erst Verständnis möglich wird, neben dem Übereinstimmenden aber zugleich eine Mannigfaltigkeit, eine Abstufung des Gedachten in den einzelnen Individuen hervorruft, so ist auch auf diesem Wege, wenn schon sehr allmählich, ein Wandel in der Bedeutung erklärlich. Der Gehörsinn erscheint uns als ein höchst konservativer Sinn, weil er dem bunten Spiele der Phantasie mächtig und ziemlich erfolgreich entgegentritt, indem er die von dem Geiste geschaffene Form noch festhält, wenngleich ihr Inhalt ein anderer geworden ist.

Laut- und Bedeutungswandel stehen ferner in Beziehung zu der Wortbetonung. Schon oben wurde an der Stelle, wo die Bedeutung des Gehörs in Bezug auf Lautformveränderungen nachgewiesen wurde, des Silbenaccents gedacht. Hier standen wir, was den Accent anbelangt, noch im Gebiete der Phonetik; denn bei diesem kommt es nur auf das Verhältnis von Tonhöhe und Tonstärke der Stimme beim Aussprechen einer Silbe an; dagegen bei dem Wort- und Satzaccent entscheidet die beschreibende Grammatik bez. Rhetorik, welcher Vokal am stärksten zu betonen sei. Dass nun Menschen mit desorganisiertem Ohre der Silbenaccent völlig fremd bleibt, kann nie in Zweifel gezogen werden; daraus erhellt, dass Menschen bei Mangel des Gehörsinnes, selbst wenn ihnen die beste grammatische und rhetorische Unterweisung zu teil würde, niemals den Wortaccent aufzufassen, ihn zu fühlen und seine Anwendung durch Nachahmung zu erlernen vermögen. Taubgeborenen fehlt das natürliche Verständnis für Quantität und Zeitdauer und für den prosodischen oder metrischen Wert der Silben und Worte; ihnen mangelt der Sinn für Rhythmus. Zwar unterrichtet sie ihr Herzschlag über das Wesen desselben; denn mit dem Gefühle können sie ebenso wie Vollsinnige die mannigfachen impulsiven Bewegungen in ihrem Innern wahrnehmen, aber

---

[1]) Laz. Geiger, der Ursprung der Sprache, S. 126.

[2]) Steinthal, die sprachphilosophischen Werke Wilh. v. Humboldt, S. 295.

„alles, was die Natur als äusserlich Geschehendes, Zeitliches vorführt, manifestiert sich zumeist durch den Klang", der nur mit dem Gehör vernommen werden kann.

Da dem Taubgeborenen weder Intensität, noch Höhe oder Tiefe, noch Länge oder Kürze der Töne, noch Klangfarbe oder Timbre je zum Bewusstsein kommt, so geht ihm infolge dieses Mangels auch das rechte Verständnis für kunstvolle Darstellung von Gedanken in rhythmisch gegliederten Lauten, also für die reiche Welt der herrlichen Poesie ab, nicht nur, weil in ihr das rhythmische Princip vorherrscht, sondern auch deswegen, weil gerade in ihr zwischen Laut und Vorstellung nicht selten in überraschender Weise eine Harmonie hervortritt, die in den meisten Fällen auf Übereinstimmung der geweckten Vorstellung mit dem eigentümlichen Charakter der Sprachlaute beruht und nur ausnahmsweise onomatopöetischen Charakter an sich trägt.

Aus dem, was im vorstehenden bemerkt worden ist, ergiebt sich als weitere Folge der Gehörlosigkeit Mangel an Verständnis für Gleichklang der letzten Silben, das ein wesentliches Stück der neueren Dichtung bildet. Schon das Wort „Gleichklang" drückt deutlich aus, durch welchen Sinn allein Wahrnehmungen dieser Art gemacht werden können. Verschiedene poetische Versuche Taubgeborener, die uns vorgelegen haben, vor allem vieljährige Beobachtung der Gehörlosen in Bezug auf Verständnis oder Nichtverständnis der äusseren und inneren Form der Poesie vermochten uns nur in der ausgesprochenen Überzeugung zu bestärken.

Auch für Allitteration, die im Altdeutschen und in den verwandten nordischen Sprachen weit verbreitet ist und auch in der heutigen Poesie zuweilen hervortritt, wie für Assonanz und Annomination fehlt Gehörlosen mehr oder weniger das Verständnis. Darum wenden sie selbst die bekanntesten unter den allitterierenden Redensarten, wie: denken und dichten, drauf und dran, Geld und Gut, gäng und gäb, Haus und Hof, Land und Leute, Ross und Reiter, Leib und Leben, Wind und Wetter, Wissen und Willen, Stecken und Stab, Wehr und Waffen, Disteln und Dornen, zittern und zagen u. a. m., oder assonierende Redensarten, wie Schritt und Tritt, Schutz und Trutz, Gut und Blut, Hülle und Fülle, weit und breit, schlecht und recht u. a. m. weder im mündlichen Verkehr noch in der Schriftsprache an. Wollte man ihnen zeigen, dass z. B. die Allitteration als Kunstmittel zum Zwecke der Tonmalerei von unseren grossen Dichtern mit nicht geringem Erfolge angewendet worden ist und in dieser Absicht auf die bekannten Worte Rückerts: „**R**oland der **R**ies' am **R**athaus zu **B**remen **st**eht er im **St**andbild **st**andhaft und wacht", oder auf die wunderbar wirkenden Worte in Goethes Erlkönig: „Gar schöne **S**piele spiel ich mit dir" u. a. eingehen, so würde man schliesslich keine oder nur sehr dürftige Resultate erzielen, ein nicht unwichtiger Beweisgrund dafür, dass zwischen dem Gehör und der Poesie innige Beziehungen vorhanden sind. Die schönen lautlichen Kunstgebilde müssen durch die Pforten des Gehörsinnes einziehen, um effektvoll zu wirken, um in der Tiefe des Gemüts empfunden zu werden.

Aber nicht allein die Darstellung von Gedanken in rhythmisch gegliederten Lauten, wie in der Poesie, erfreut das Ohr durch ihren Wohllaut, auch der veredelte Stil in der höheren Prosa, eine ebenso wichtige Erscheinung in der Sprache als jene, ist dem Gehörorgan angenehm. Wilhelm v. Humboldt sagt[1]), dass in Rücksicht auf die Sprache besonders zu beachten sei, dass die Poesie in ihrem wahren Wesen von der Musik unzertrennlich sei, die Prosa dagegen sich ausschliesslich der Sprache anvertraue. Damit will er aber nicht ausgesprochen haben, dass das melodische, klangvolle Element in der Prosa fehlen dürfe, denn er fordert von ihr, die den Menschen beständig und in allen Äusserungen seiner geistigen Thätigkeit begleitet und sich jedem Gedanken und jeder Empfindung anschmiegt, dass sie „nach Bestimmtheit, heller Klarheit, geschmeidiger Lebendigkeit, Wohllaut und Zusammenklang"[2]) zu streben habe. Ein Verständnis mit Wohl-

[1]) Steinthal, die sprachphilosoph. Werke Wilhelms v. Humboldt, S. 519.
[2]) Derselbe, S. 526 und 527.

gefallen wird in unserer Rede dadurch erzielt, dass der Ausdruck unserer Gedanken dem Bedürfnis des Ohres in einer leichten und gefälligen Weise sich anschliesst; dies geschieht im wesentlichen durch den Wohllaut der Wörter, der abhängig ist von der Wahl wohlthuender Verbindungen bezüglich der Vokale und Konsonanten, der Laute und Silben, ferner von dem gefälligen Wechsel kurzer und langer Silben, von ihrem Tonverhältnis, von Wortverknüpfungen, Redefügungen, Satzverbindungen u. dergl. Monosyllaba, si plura sunt, male continuabuntur, und: Brevium verborum ac nominum vitanda continuatio, so heisst es schon beim Quintilian. Sollen keine Missklänge hervorgerufen werden, so ist aber nicht bloss die fortgesetzte Häufung einsilbiger Wörter, sondern ebenso die gleicher oder gleichlautender Flexionsformen zu meiden. Selbst bei stufenweis fortschreitender Unterordnung in einem mehrfach gegliederten Relativsatze schädigt die Einerleiheit der Form den Wohlklang. Nur Hörende, deren Ohr für die Schönheit der Rede erst geweckt und gebildet ist, werden sich dann auch selbst angetrieben fühlen, auf eine dem Gehörorgane angenehme Wahl und Verbindung der Worte im Satze Rücksicht zu nehmen und dem melodischen Elemente in der Rede gebührend Rechnung zu tragen[1]). Taubgeborene oder frühzeitig Taubgewordene erlangen nie die Fähigkeit, den Regeln des Wohllautes zu folgen, weil ihnen die Gefühle gänzlich unbekannt sind, die der Wohlklang in uns erzeugt. So ist selbst für das Verständnis und für die Anwendung der höheren Prosa das Gehör von wesentlicher Bedeutung.

In der Prosa bestehen zahlreiche, in den allgemeinen Gebrauch übergegangene Wort- und Satzverbindungen; wir können sie mit geprägten, dem Werte nach allgemein bekannten Münzen vergleichen, die im täglichen Verkehre von Hand zu Hand wandern, bald eingenommen, bald ausgegeben werden. Solche allgemein bekannte und ebenso allgemein angewendete, feststehende, gleichsam „konventionell verhärtete“ Verbindungen von Begriffen nennt man Phrasen. Weit reicht ihre Herrschaft, so weit als die Sprache selbst; gross ist ihre Macht und wunderbar ihr Wachstum und Gedeihen. Fragen wir nach dem Grunde dieser eigenartigen Erscheinung, so wird uns von Hermann folgende Antwort gegeben[2]): „Die Phrase fällt überall leichter in das Ohr und wird bequemer und müheloser von uns aufgenommen, als der neue und selbständige Gedanke. Das Schöne einer Rede, einer Predigt, eines Gedichtes u. s. w. ist oft mehr ein blosser musikalischer Genuss für das Ohr als eine wirkliche Erbauung und Erquickung unseres inneren Denkens. In allem, was gesprochen wird, ist zuletzt ungemein weniges wahrhaftes und selbständiges Denken enthalten. — — — — Es fehlt uns sehr an einem richtigen Massstab für die Beurteilung des wahrhaften Inhaltes der Rede. Die Sprache kommt selbst unserem eigenen Denken immer in einer sehr hilfreichen Weise entgegen, und was wir das eigene Denken nennen, ist sehr häufig nichts als eine blosse Nachahmung und Reproduktion von leeren und als nutzbares Gemeingut in der Luft umherfliegenden Phrasen. Die Worte der Sprache haben sich gewohnheitsmässig zu einer Menge von Begriffsverbindungen associiert, und es sind mehr oder weniger schon bekannte Melodien, die uns aus einer jeden wirklichen Rede entgegenzutönen pflegen.“ Eine zweifache Ursache wird hier für die Einbürgerung der Phrase angegeben, wir haben sie zu suchen 1) in der geistigen Trägheit der Sprechenden und 2) in der Vorliebe Hörender für gewisse bekannte Laut- und Wortfolgen. Es kann nicht geleugnet werden, dass die Herrschaft der Phrase die Ausbildung der eigenen Denkkraft und selbständigen Denkoperation hindert und gefährdet, dagegen die Bequemlichkeit und Trägheit unterstützt; ebenso kann nicht bezweifelt werden, dass eine solche Herrschaft durch den Gehörsinn insofern ausserordentlich begünstigt wird, als klangvolle wohllautende melodische Wortverbindungen leicht und bequem vom Ohre aufgenommen und ebenso mühelos fest-

[1]) Vergl. Gerlach, Theorie der Rhetorik und Stilistik. Dessau, Barth, 1877, S. 33 und 34.
[2]) Conrad Hermann, die Sprachwissenschaft. Leipzig, Teubner, 1875, S. 179 und 180.

gehalten werden. Dass für die feste Einbürgerung der Phrase das Lautelement an sich von grosser Bedeutung ist, leuchtet ein; sie gewinnt diese lediglich durch den Gehörsinn. Unter Gehörlosen, die unsere Lautsprache auf künstlichem Wege erlernt haben, kann die Phrase nicht gedeihen, noch viel weniger emporwuchern: bei diesen ist ihr der Boden entzogen. Es gilt auch hier dasselbe, was an anderer Stelle über den Nichtgebrauch allitterierender und assonierender Redensarten gesagt worden ist. Den Rang einer Grossmacht hat die Phrase einzig und allein durch den Gehörsinn erlangt.

Es erübrigt noch, auf die hohe Bedeutung des Gehörsinnes in Bezug auf Memorieren und Recitieren hinzuweisen. Memorieren kann nur derjenige, der das Sprechen erlernt hat. Der Memorierstoff wird teils durch Vorsprechen und Nachsagen, teils durch stilles oder lautes Lesen angeeignet. Das Memorieren hat Hoppe in seiner kleinen, für Eltern und Lehrer höchst empfehlenswerten Schrift[1]) klar und erschöpfend behandelt. Wir fassen aus seinen anregenden Untersuchungen zusammen, was in Beziehung mit unserem Gegenstande steht. Die Wörter, die an unser Ohr schlagen und den Gehörnerven Anreize geben, veranlassen auf der centripetal zur Geistesthätigkeit hinführenden Hörbahn specifische Erregungen, die dem späteren Laufe desselben Wortes in denselben Bahnen dienen. Für den Hörenden ist das wichtigste Merkmal des Gehörten das Schallbild, dem eine grosse commemorative Kraft innewohnt. Auch in den centrifugalen motorischen Sprachbahnen entstehen durch die ausgesprochenen Wörter specifische Erregungen, die für die Wiederholung der Wörter eine günstige Wirkung haben. Es scheint, dass alles, was in den zu- und ableitenden Nerven vorgeht, abgesehen vom Schallbilde, nur der Wegsamkeit der Bahnen zu dienen habe. Wenn dieselben Nervenbahnen öfter funktioniert haben, so entstehen „ausgefahrene“ Bahnen, um das sehr bezeichnende Wort zu gebrauchen, dessen sich E. Brücke in seinen Vorlesungen (Wien, Braumüller) bedient. Die charakteristischen Einprägungen, welche die centripetal führenden Nerven und deren Hirnganglien durch den Schallreiz erhalten, fehlen in den motorischen Sprechnerven und in deren centralen Anfängen. Das Wort wird durch das Gehör als ein Ganzes, das schon während des Hörens zusammengesetzt wird, zum Sitze der Geistesthätigkeit hingeleitet, und es wird hier nach Bedarf aufgefasst, zergliedert und wieder zusammengesetzt. In dem Gebiete der Geistesthätigkeit, soweit hier das Schallbild haftete, haften auch die Wörter als ein Ganzes; sie finden hier ein aufnehmendes und sammelndes Centrum. Die motorischen Sprechnerven dagegen zerstreuen die bei dem Denkprozess empfangenen Impulse für die in ihre Laute aufgelösten Wörter und finden an der Peripherie kein Centrum, das sie wieder sammeln könnte. Wohl aber werden die gesprochenen Worte vom Sprechenden selbst wieder gehört, gelangen also wieder zu den centralen Enden der Hörnerven und deren Ganglien und dadurch zur Geistesthätigkeit zurück, das Schallbild wiederholend und verstärkend, das Wissen bestätigend und befestigend. Durch wiederholtes Nachsprechen des Gehörten nehmen wir von diesem vollkommenen Besitz. Das Memorieren und Recitieren vollzieht sich mithin in einem Kreislaufe von Empfindung und Bewegung: Das Wort wandert durch das Ohr zum Gehirn und Geiste und von da zum Munde und Ohr und so abermals nach der Wohn- und Arbeitsstätte des Geistes, die Einprägung befestigend und die Bahnen geläufig machend. Wie sehr das Schallbild das Memorieren unterstützt, weiss ein jeder aus eigener Erfahrung. Deshalb lernt das Kind gern laut, wenn es zu memorieren hat; es weiss, dass es auf diesem Wege leichter und schneller zum Ziele gelangt als durch stilles Lernen. Beim Memorieren wirken allerdings noch andere Faktoren mit als nur die starken Eindrücke des Schall- oder Hörbildes, z. B. ist dazu erforderlich Verständnis des zu erlernenden Stoffes, Lust und Aufmerksamkeit, Wille und Ausdauer u. s. w., wir mussten uns eben nur auf diesen einen hierbei beschränken. Dass Taube mit grösserer An-

[1]) Hoppe a. a. O.

strengung und trotz aller Mühen mit geringerem Erfolge das Auswendiglernen betreiben, hat seinen Grund in dem Mangel des Gehörsinnes. Er ist ein Hauptfaktor bei der Thätigkeit des Memorierens und Recitierens, namentlich gilt dies in der ersten Kindheit.

In flüchtigen Umrissen haben wir die hohe Bedeutung des wundervollen Gehörsinnes zu zeichnen versucht. In den vielleicht später folgenden Abhandlungen — Phantasie, Wille, Vernunft — soll dann gezeigt werden, dass zur Entstehung und Fortbildung der Lautsprache nicht ein Sinnesvermögen, nicht eine Kraft nur ausreicht, sondern die Seele als ein Ganzes hierbei beteiligt ist. Schon in gegenwärtiger Abhandlung hätten wir gern ein sehr naheliegendes Gebiet zum mindesten gestreift und auf die sog. kortikalen Sprachstörungen, die Hemmungen der Diktion oder Artikulation, welche die Machtsphäre des Gehörsinnes begrenzen und ganz erheblich einengen, hingewiesen, als z. B. auf amnestische Aphasie, das Unvermögen, sich an Wörter als akustischer Lautkomplexe zu erinnern, und auf Worttaubheit, bei der Wörter trotz guten Gehörs und ausreichend erhaltener Intelligenz nicht mehr verstanden werden.

Fassen wir am Schlusse unserer Arbeit, die nicht den geringsten Anspruch auf Vollständigkeit und Vollendung machen kann, das Resultat noch einmal kurz zusammen, so heisst dasselbe: Für Entstehung und Entwicklung, für Geburt und Reife „der aus Tönen gewobenen Sprache“ ist das Gehör Ur- und Hauptquelle. „Durch diesen Sinn empfängt der Mensch die geistigsten Elemente für die Ausbildung der inneren Gehirnthätigkeit; durch ihn entsteht die Möglichkeit der reflektierenden Wirkung auf die Sprachwerkzeuge, welche die Mitteilung und die Fortverpflanzung der Gedanken möglich macht; durch ihn wird die Menschheit in ihrer Entwicklung zu einem einigen geistigen Wesen verbunden“[1]). So wichtig die Sprache für die geistige und kulturelle Stellung des Menschen ist, so unentbehrlich wiederum ist der Gehörsinn für die Lautsprache und damit für die gesamte geistige Entwicklung eines jeden Individuums. Beim Versiegen dieser Sprachquelle hätte der schöpferisch wirkende Geist nun und nimmer Lautsprache zu erzeugen vermocht, wovon Gehörlose beredte Zeugen aller Zeiten sind.

Jede Gabe schliesst auch eine Aufgabe in sich; jedes Gut bringt Pflichten. Wir haben zu zeigen versucht, dass das Gehör der edelste, tiefste, geistigste aller Sinne ist. Wird der hohe Wert dieses Sinnes recht erkannt und gewürdigt, so wird man sich willigst den Obliegenheiten unterziehen, welche uns aus dem Besitze dieses Gutes erwachsen. Eine solche besteht zuerst darin, dass wir das Gehörorgan pflegen und schonen, um dieses bis ins Alter gesund zu erhalten. Eine treffliche Belehrung über diesen Gegenstand giebt uns Hagen im 4. Abschnitte seines Buches[2]). Wir haben sodann den Pestalozzischen Grundsatz, dass die Anschauung das absolute Fundament aller Erkenntnis sei, nicht allein auf das Sichtbare, sondern ebenso auf alles Hörbare nach seinem ganzen Umfange, nach seiner Tiefe und Weite anzuwenden. Pestalozzi erklärte sich selbst näher in folgenden Worten darüber: „Das einfache vor die Ohrenbringen der Töne und die blosse Regemachung des Bewusstseins ihres Eindrucks durch das Gehör ist für das Kind so gut Anschauung, als das einfache Voraugenstellen der Gegenstände und die blosse Regemachung des Bewusstseins durch ihren Eindruck auf den Sinn des Gesichts“[3]). Durch reiche und mannigfaltige, lebendige und frische Schallempfindungen, die das Kind schon in den ersten Lebensjahren empfängt, wird die Entwicklung des Gehörsinnes mächtig gefördert. Es ist ferner grössere Schärfung und Ausbildung des Hörvermögens dadurch zu erzielen, dass in den

---

[1]) Stiebel, Bericht über Dr. Christs Kinder-Krankenhaus zu Frankfurt a. M.

[2]) Hagen a. a. O.

[3]) Pestalozzi: Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Stuttgart und Tübingen. S. 202 bez. 206.

Schulen den vollberechtigten Forderungen Techmers[1]), Schröers[2]) und Sievers' in Bezug auf eine bewusste, methodische und naturgemässe Artikulationsgymnastik nachgegangen werde. Sievers[3]) findet den Grund für die mangelhaften Leistungen unserer Schüler nicht nur in der mangelhaften Specialausbildung der Lehrer für das betreffende Fach, sondern auch in der ungenügenden Weise, in welcher der orthoepische Unterricht im Deutschen schon von den Elementarschulen an betrieben wird und in der dadurch uns eingeimpften Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen alles, was Aussprache und Orthoepie heisst. Je mehr das Ohr an das Aufmerken auf Lautschattierungen und charakteristische Modulation schon frühzeitig gewöhnt wird, um so bewusster und richtiger werden die Nachbildungen ausgeführt werden; durch beide Thätigkeiten aber gewinnt das Ohr stetig an Feinheit und Schärfe. Eine Veredlung des Gehörsinnes wird endlich erreicht werden, wenn in den Schulen der schon wiederholt von erfahrenen Pädagogen erhobenen Forderung gebührende Beachtung geschenkt und das Hauptgewicht beim Unterrichte der Jugend so lange, als ihr die Gabe der freien Produktion noch versagt ist, nicht sowohl auf schriftliche Übungen als vielmehr auf mündliche Reproduktionen mustergültiger Stücke der deutschen Litteratur gelegt wird; denn durch das Recitieren solcher muss bei den Kindern, wenn auch nicht ein klares Bewusstsein von dem Wohllaute und der Schönheit der betreffenden Stücke, so doch ein instinktives Gefühl für beides geweckt werden.

---

[1]) Techmer, Phonetik. Leipzig 1880, S. 131.

[2]) Kolbes Zeitschrift für das Realschulwesen, VII, S. 257 u. fg., S. 321 u. fg., IX, S. 65 u. fg.

[3]) Litteraturblatt für german. und roman. Philol. No. 7, 1882, S. 268. Vergl. H. Breymann, über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. München und Leipzig, Oldenbourg 1884, S. 7 u. S. 18 u. fg.

Schulen den vollberechtigten Forderungen (Techmer[1]), Schröers[2]) und Sievers' in Bezug auf eine bewusste, methodische stik nachgegangen werde. Sievers[3]) findet den Grund für hüler nicht nur in der mangelhaften Specialausbildung der rn auch in der ungenügenden Weise, in welcher der orthoe von den Elementarschulen an betrieben wird und in ltigkeit oder Abneigung gegen alles, was Aussprache und O s Aufmerken auf Lautschattierungen und charakteristische ird, um so bewusster und richtiger werden die Nachbildu Thätigkeiten aber gewinnt das Ohr stetig an Feinheit und s wird endlich erreicht werden, wenn in den Schulen der sc en erhobenen Forderung gebührende Beachtung geschenkt e der Jugend so lange, als ihr die Gabe der freien Produ f schriftliche Übungen als vielmehr auf mündliche Reprod tschen Litteratur gelegt wird; denn durch das Recitieren s ch nicht ein klares Bewusstsein von dem Wohllaute und d so doch ein instinktives Gefühl für beides geweckt werden

[1]) Techmer, Ph

[2]) Kolbes Zeits fg., S. 321 u. fg., IX, S. 65 u. fg.

[3]) Litteraturbla S. 268. Vergl. H. Breymann, über Lautphysiologie und deren Bed pzig, Oldenbourg 1884, S. 7 u. S. 18 u. fg.

Grauskala #13 B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
C Y M